



Der Ritt ums Glück.

Sportroman
von

Wilhelm Meyer-Förster.

Sechzigstes Kapitel.

Konrad und Rätchen hatten auch für diesen Morgen einen Ausritt verabredet, aber das Gewitter, das während des Abends und der Nacht drohend über der Stadt hing, hatte sich in einen feinen Regen aufgelöst, der auf die jungen Blätter seit Stunden niederrieselte.

Nun saßen sie am Frühstückstisch, und Konrad wartete auf Brandes, der — mochte er auch noch so spät nachts heimkommen — stets zeitig und pünktlich aufstand.

Es fiel ihm immer noch schwer, Rätchen mit dem ungewohnten „Du“ anzureden, und sie lachte über seine Schwerfälligkeit.

Er hatte ihr erzählt, daß ihr Vater eventuell die Absicht habe, Berlin zu verlassen und mit ihnen auf Reisen zu gehen, nun schmiedeten sie ein Duzend verschiedene Pläne, ob nach Norden oder Süden, nach Paris oder Petersburg, nach Italien oder zum Nordkap.

Dann fiel es ihr plötzlich ein, daß dieser Abschied von Berlin sie von allen Freundinnen trennen würde und — ja — von dem Prinzen. Es blühte in ihr auf wie ein Verdacht: vielleicht wurde diese ganze Reise nur in Scene gesetzt, um sie — um ihr — ja, um sie von ihm zu entfernen.

Sie maß Konrad mit einem scharfen Blick, den er nicht verstand, dann sagte sie kühl, fast kalt:

„Es ist sehr wohl möglich, daß ich keine Lust habe, zu reisen, Papa wird mich nicht zwingen.“

Konrad begriff diesen Wechsel der Stimmung nicht, er wollte sie fragen, was das bedeuten sollte, da trat Brandes ins Zimmer.

Rätchen flog dem Vater entgegen und küßte ihn, Konrad trat heran und gab ihm die Hand.

„Wollen wir von Berlin fort? Ist das dein Ernst, Papa? Und für immer? Ist das wahr?“

Er machte sich leise von ihr los:

„Ich weiß es noch nicht, es kann sein.“

Sie wollte eine entschiedenere Antwort, aber dann sah sie erschrocken sein blaßes, müdes Gesicht und fragte ängstlich:

„Fehlt dir etwas? Du bist krank, Papa.“

Er schüttelte den Kopf: „Nein, nein. Ich mir einen Gefallen, Rätchen, und laß uns eine Viertelstunde allein, ich habe mit Konrad allerlei zu besprechen.“

Sie blickte ihn schen, ängstlich an und ging.

Brandes trat an den Frühstückstisch und nahm stehend eine Kleinigkeit zu sich. Er war tadellos gekleidet wie immer, in dunkelm Gesellschaftsanzuge, englischem Kragen und schwarzer Krawatte. Von Unruhe

und Erregung war in seiner Stimme nichts zu merken.

„Du wirst die Güte haben, lieber Konrad, und zu Goldschmidt fahren, er soll mir vor der Börse eine Stunde reservieren. Sag ihm, ich hätte sehr viel Geld nötig und wäre gezwungen, umgehend meine sämtlichen Mittel flüssig zu machen. Sag ihm, es handle sich um sehr große Spielverluste, die rasch reguliert werden müßten, und sag ihm, daß ich auf seine Hilfe und Vermittlung bei der möglichst schnellen Realisierung rechne.“

sie liegt nur so, daß es mit den Tagen des Reichtums vorbei ist. Es geht mir wie jemand, der auf einem sehr hohen Turm stand und von Stockwerk zu Stockwerk hinabfällt. Daß ich gestern nicht auf die blanke Erde gekommen bin, ist wie ein Wunder, für das ich aufrichtig dankbar bin.“

Konrad kamen die Thränen ins Auge, es fiel ihm von der Brust wie ein Alp.

„Es bleibt für mich noch zweierlei,“ sagte Brandes.

„Ich hoffe noch so viel aus dem Schiffbruch zu retten, daß wenigstens die Rennpferde nicht zur Auktion gestellt werden müssen. Das würde wie bei allen Auktionen ein miserables Geschäft sein und mir den letzten Kredit nehmen. Was mir aber noch bleibt,“ er erhob seine Stimme, „das ist Abrechnung zu halten mit diesem miserablen Burschen, der mich ruiniert hat, mit Seiner Durchlaucht dem Prinzen Alexander Nikolaus von Reichenberg!“

Seine Durchlaucht, der Prinz von Reichenberg.

Der Diener reichte Brandes die schmale weiße Visitenkarte.

Da lachte Brandes auf:

„Also er wagt es! Herein mit dem Herrn! Also er wagt es, mir unter die Augen zu treten! Herein mit dem Herrn! Vorwärts!“

Und zu Konrad gewendet:

„Du bleibst. Ich will Zeugen haben, wie man diesen Burschen Anstand lehrt.“

Der Diener öffnete die Flügelthür, schen nach Brandes hinüberschauend, schen dem Eintretenden entgegenblickend.

Zögernd blieb der Prinz einen Augenblick in der Thür stehen. Seine schwächliche Figur in dem schwarzen Zivilanzuge erschien in dem Rahmen der Thürflügel unter den hohen Portieren noch kleiner, unbedeutender als sonst.

Dann that er einen Schritt vorwärts, die Thür schloß sich, und lautlos fielen die Teppiche zusammen.

Die Arme gekreuzt, stand Brandes in der Mitte des Zimmers, ohne sich zu rühren. Des Prinzen Blick hastete einen Moment auf ihm, dann auf Konrad, der aus dem Fenster schaute, dann trat er zwei Schritt auf Brandes zu:

„Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Brandes.“

„Wirklich?“

„Ich habe gehandelt wie ein Wahnsinniger, ich war nicht bei klarer Besinnung. Verzeihen Sie mir, Brandes.“

„Konrad!“

Konrad trat vom Fenster fort in die Mitte des Zimmers an Brandes Seite.

„Habe die Güte, Konrad, diesen Herrn da zu fragen, ob er die Absicht hat, binnen gestern und drei Tagen die Summe von 1630000 Mark mir oder meinem Banquier zu zahlen.“

Konrad fragte nicht. Beide Hände angstvoll erhebend, war der Prinz einen Schritt näher getreten.

„Brandes, ich bin ruiniert. Haben Sie Mitleid.“



Reife Ernte.

Nach einer photographischen Aufnahme von Clara Nowot, Malerin in Charlottenburg.

Konrad nahm alle Kraft zusammen, um ruhig zu bleiben.

„Soll ich sofort gehen?“

„Ja, sei so freundlich.“

Als Konrad schon an der Thür war, rief Brandes ihn noch einmal zurück:

„Nimm die Sache nicht tragisch, mein lieber Junge,

ob er die Absicht hat, binnen gestern und drei Tagen die Summe von 1630000 Mark mir oder meinem Banquier zu zahlen.“

Konrad fragte nicht. Beide Hände angstvoll erhebend, war der Prinz einen Schritt näher getreten.

„Brandes, ich bin ruiniert. Haben Sie Mitleid.“

„Ich will dir eine recht lehrreiche Geschichte erzählen, mein lieber Konrad,“ sagte Brandes und lehnte, die Hände über den Rücken gekreuzt, die Augen auf den Prinzen gerichtet, an dem Gewehrschranke. „Ein Mann hilft einem andern jahrelang mit großen Geldsummen. Er hat keine Aussicht, sein Geld wieder zu erhalten, aber aus alter Freundschaft denkt er: du willst den Menschen nicht unter die Näher bringen, laß ihn. Was thut da der andre? Am Spieltische pointiert er, ohne einen Tausendmarktschein in der Tasche, gegen seinen Freund. Er selbst riskiert nichts, denn er hat nichts, der andre aber konnte dabei im Handumdrehen erwürgt werden. Und zu Dreivierteln wurde ihm tatsächlich der Hals zugeschnürt. Was er den andern Spielern auszahlt, war sein bares Geld und seine gute Unterschrift, was er gewann, waren Papierfetzen: die Visitenkarten des Prinzen Alexander Nikolaus.“

Er zog einen kleinen Pack der Karten hervor und warf sie dem Prinzen vor die Füße.

„Fort mit dem Zeug, man mag es nicht in der Tasche behalten.“

Er ging ein- oder zweimal durch das Zimmer, durch dessen geöffnete Fenster der Maienregen stäubte, dann schaute er mit kurzer Kopfbewegung nach dem Prinzen, der auf die Lehne eines Sessels sich gebeugt hatte und das Gesicht in den Händen verborgen hielt.

„Wünschen Sie noch etwas?“

Zitternd erhob der andre seinen Kopf:

„Brandes, was wollen Sie thun?“

„Ich, thun? O, ich denke, das ist sehr einfach. Um zwölf fahre ich zu meinem Banquier, um den Rest meines Vermögens an verschiedene Herren auszahlen zu lassen, um eins zu meinem Rechtsanwalt, um zwei in den Klub und um drei Uhr zu dem Kommandeur der Kürassiere. Sie werden gut thun, Durchlaucht, wenn Sie beim Regimente nicht erst um Urlaub nachsuchen.“

Von der Lehne des Sessels, an der er sich vergebens zu halten suchte, niedergleitend, brach der Prinz in die Kniee. Er wollte wohl noch etwas sagen, aber er brachte nur einen fallenden Ton über die Lippen, und dann sah er, wie Brandes, ohne noch ein Wort zu sprechen oder ihn auch nur anzublicken, das Zimmer verließ.

Eine Minute oder länger sah Konrad schweigend, bewegungslos auf den vernichteten Mann. Das war der Prinz von Reichenberg, der noch vor wenigen Jahren im Munde der Leute für unermesslich reich galt, jetzt ein Mensch ohne Geld, ohne Zukunft, ohne Ehre. Er dachte an sein Elternhaus und die kleinbürgerlichen Verhältnisse in Justerburg. Da gab es keine goldenen Reichtümer, aber auch nicht Menschen, die in einer einzigen Nacht vom Sturmwinde fortgeweht und niedergeschleudert wurden.

Ihm war, als höre er die Glocken von Saint Marien und sehe sich wieder als kleinen Burschen auf dem Chor der Kirche, während die Orgel brauste und die Gemeinde sang. Ohne Ursache und Zusammenhang kam dieses Bild in seinen Gedankengang, und während er traumverloren auf den Prinzen schaute, der bewegungslos an dem Sessel kniete, hörte er die Worte des alten Pfarrers Wislicenus, der seine Predigt in Saint Marien mit seinem Spruche lieber begann als mit dem: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.

Er ging an den Prinzen heran und hob ihn empor. Sprechen mochte er nichts, was sollte er ihm sagen? Langsam geleitete er ihn bis zur Thür, dann nickte der Prinz, wie dankend, und gab ihm die Hand.

Konrad schlug die Teppiche zurück und öffnete die Thür. Der Prinz nickte noch einmal und ging, aber er kam nicht über die Schwelle. Man hörte im Vorzimmer eine Thür schlagen, ein Lachen, ein lustiges Trällern, — da stand Rätchen vor ihnen.

„Ah, Durchlaucht!“ Lachend wollte sie etwas sagen, aber als sie ihn anschaute, verstummte sie.

Er verzerrte sein Gesicht zu einem Lächeln:

„Fräulein Rätchen, ich, eh, ich habe Gile, ich — eh — adieu, Fräulein Rätchen.“

Ein Diener trat eilig herein und sah sich suchend um. Dann ging er zu Konrad und sagte leise:

„Herr Brandes läßt bitten, Sie möchten so freundlich sein und zu ihm kommen.“

Konrad ging, und schweigend geleitete Rätchen den Prinzen durch die Galerie, die als Wintergarten diente, bis zum Flur. Irgend etwas mußte mit ihm vorgegangen sein, aber sie wollte ihn nicht unzutun danach fragen. So reichte sie ihm nur die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen. Vielleicht treffen wir uns nachmittags im Tiergarten. Vorausgesetzt, daß es besser Wetter wird. Ja!“

Er nickte und verneigte sich. Ein letzter verzweifelter Gedanke durchzuckte ihn. Wenn jetzt in der nächsten Sekunde diese Thür sich hinter ihm schloß, so war er allein. Auf seinem letzten Gange. Allein für die Ewigkeit.

Er ließ ihre Hand, die sie zum Abschiede ihm

gereicht hatte, nicht los, sondern umklammerte die Finger.

„Fräulein Rätchen, ich — und — —“ er stotterte Worte, leise, unzusammenhängend, und sie verstand nicht, was er wollte.

Aber sie verstand jetzt, daß hier etwas vorgegangen war, irgend etwas Schreckliches, und mit weit aufgerissenen Augen schaute sie in sein leichenblaßes Gesicht. Dann, sich zusammenraffend, schloß sie die Thür, und ohne ein Wort zu sagen, führte sie ihn hastig durch die Orangerie in das kleine chinesische Theezimmer, das, selten benutzt, etwas verstaubt und verödet den andern Wohnräumen fern lag.

„Was ist geschehen?“

Er lächelte, ein verlegenes, idiotisches, gebrochenes Lächeln.

„Ich — ich kann meinen Verpflichtungen nicht — nicht genügen, nicht nachkommen. Ich habe alles verloren und — und sehr viel mehr. Und das — das an Ihren Herrn Vater. Ich habe sehr unbedacht gehandelt, — schlecht.“

Er gab eine jammervolle Figur, gebrochen, ohne Rückgrat und ohne jede Haltung. Aber das Auge des liebenden Mädchens sah nichts von dem. Sie sah nur das Unglück, das Verderben, das gegen ihn heranzog, und von dem glühenden Feuer des Mitleids angefaßt, schlug die Flamme ihrer Liebe empor.

„Nun will mein Vater Sie — —?“

„Rätchen, retten Sie mich! Vor Ihrem Vater!“ Er kniete vor ihr und verbarg wie ein gehektes Wild den Kopf in ihrem Kleide.

Sie beugte sich zu ihm, sie gab ihm tausend gute Worte, aber wie ein Kind, das in Todesangst nicht die Augen öffnen mag, blieb er auf den Knien, den Kopf in den Falten ihres Gewandes.

„Ich rette Sie, Prinz, ich schwöre es Ihnen. Eher will ich mit Ihnen untergehen!“

Da stand er auf, aber er zitterte und schwankte wie ein Trunkener. Sie legte den Arm um ihn und stützte ihn.

„Wir wollen zu meinem Vater gehen, kommen Sie.“

Der alte Banquier Goldschmidt, der mit Brandes so lange schon befreundet war und seit Jahrzehnten dessen Geldgeschäfte führte, wartete am Mittag vergebens auf dessen Kommen. Konrad hatte ihm mit ernster Miene den Besuch angekündigt, der Alte versäumte die Börse, Brandes erschien nicht.

Erst gegen Abend kam Brandes in das Comptoir. „Sie müssen verzeihen, lieber Kommerzienrat, ich konnte nicht eher. Machen Sie mir keine Vorwürfe, ich habe einen Tag hinter mir wie nie im Leben. Meine Tochter Katharina hat sich mit dem Prinzen von Reichenberg verlobt.“

„Mit — —?“

„Mit dem Prinzen Alexander Nikolaus von Reichenberg. Meine Tochter.“

Der alte Banquier erhob sich und ging schwerfällig zu ihm.

„Herr Brandes, ich gratuliere.“

Der andre sah schwer atmend in dem alttümlichen Lederseffel, die Arme auf den Lehnen, die Füße weit vorgestreckt, das Kinn auf die Brust gesunken; er antwortete nicht.

„Ja so,“ sagte leise der Alte.

Es entstand eine lange Pause. Die Abendschatten senkten sich über das kleine einfache Zimmer, nur auf dem blanken Schilde des Geldschranks spielten noch ein paar Lichter.

Brandes fragte:

„Kennen Sie den Prinzen von Reichenberg?“

„Nein. Ich habe seinen Vater gekannt.“

„Hm —“

Der Geschäftsdienster brachte eine kleine unscheinbare Lampe mit grüner Glasglocke und grünem Seidenschirm, das Zimmer wurde dadurch wenig erhellt.

Wieder nach einer dumpfen Pause begann Brandes noch einmal zu sprechen, halblaut, eintönig, als rede er nur zu sich:

„Sie war immer ein so liebes Ding, meine kleine Rätche. Wenn ich sie als kleines Mädchen auf die Kniee nahm und sie lachte, das war so niedlich. Und dann wie sie größer wurde und konfirmiert wurde, im weißen langen Kleide, hm. — Nun hab' ich mein kleines Rätchen verloren.“

„Herr Brandes?“

Brandes blickte auf, fast erschreckt, wie jemand, der aus einem Traume emporfährt.

„Was?“

„Herr Brandes, wie können Sie so reden? Verloren?! Ein Mädchen bleibt nicht bei den Eltern. Sie muß gehen mit dem, den sie lieb hat. Ich habe auch drei Töchter gehabt, und nun bin ich alt, und keine ist mehr bei mir.“

„Lieb hat!“

Er sprang auf, schwer atmend.

„Großer Gott, wie ist das möglich?! Ich begreife

es immer noch nicht. Diesen Menschen! Und daran habe ich die Schuld, weil ich ihn in mein Haus gebracht und ihr die Augen nie geöffnet habe! Mein Rätchen! Das einzige, was ich auf der Welt besitze!“

Der Greis suchte ihn zu beruhigen:

„Brandes, seien Sie ein Mann!“

„Ja, ein Mann! Weshalb war ich das heute Mittag nicht?! Und wenn sie flehte und weinte, besser sein Kind vernichten, als das Kind ins Unglück gehen lassen! Ja, ein Mann! Ich bin kein Mann mehr. Wem das Verderben an der Kehle sitzt, den schlägt es mit Blindheit und Schwäche.“ — — —

Er versuchte mit dem Banquier seine Geschäfte zu besprechen, aber er war nicht dazu im Stande.

„Ich komme morgen wieder, ich muß heim. Zu meinem armen Rätchen.“

Stumm nahmen sie voneinander Abschied, und als Brandes gegangen war, lehnte der Alte noch lange in seinem Stuhl, ehe er die Arbeit neu begann.

„Georg Brandes,“ sagte er leise vor sich hin,

„Georg Brandes, den die Leute den Meister des Glüdes genannt haben — — Georg Brandes.“

Siebzehntes Kapitel.

Die Verlobung machte kolossales Aufsehen. Sie stand in kurzer, vornehmer Form auf der letzten Seite der Kreuzzeitung, wo der große Adel seine frohen und trüben Familienereignisse bekannt giebt: „Ines Maria Katharina Brandes und Peter Georg Alexander Nikolaus Prinz von Reichenberg.“

„Brandes' Glück ist unermesslich,“ sagten die Leute.

„Das junge Paar wird nach Rußland ziehen, wo der Prinz unabsehbare Ländereien besitzt.“

„Auch Brandes wird nach Rußland gehen und in Moskau Wohnsitz nehmen.“ —

In der That deutete alles darauf hin, daß Brandes Deutschland verlassen würde. Das wundervolle Haus am Königsplatz zu Berlin ging in den Besitz des Kommerzienrats Herz Goldschmidt über, und die Villa zu Hoppegarten wurde für einen sehr hohen Betrag vom Klub angekauft.

Ganz leise munkelte man in den eingeweihten Kreisen, alle diese Verkäufe hätten ihren Grund nicht in der russischen Reise, sondern in einer Zwangslage, die Brandes beinahe vernichtet hätte, aber selbst seine Segner und Reider mochten an diese Gerüchte nicht recht glauben.

Denen widersprach erstens die Verlobung und zweitens der Umstand, daß aus dem großen Rennstalle kein einziges Pferd verkauft wurde. Und wie Brandes richtig vorausgesetzt hatte: die Rennpferde erhielten ihm den Kredit.

„Man kann seine Uhr versehen,“ sagte er eines Tages bitter zu Konrad, „und die Leute werden behaupten, das sei vielleicht eine Marotte. An dem Tage aber, wo man seine Pferde zur Auktion stellt, heißt es: Das ist der Anfang vom Ruin.“

Schneller und klarer, als Brandes selbst erwartet hatte, erfolgte die Regelung seiner Verhältnisse. Das freundschaftliche Entgegenkommen des alten Kommerzienrats ermöglichte es ihm, zur gegebenen Zeit seine Spielschulden glatt zu regeln, und der Verkauf seiner Villa und der großen Liegenschaften zu Hoppegarten ergaben einen so bedeutenden Mehrertrag im Verhältnis zu dem Voranschlage, daß Brandes wenigstens der nächsten Zeit mit Ruhe entgegensehen konnte. Es blieb ihm freilich außer seinen Pferden nur ein winziges Vermögen, das für die Aussteuer und die Hochzeit kaum hinreichte, aber diese Pferde repräsentierten doch schließlich ein recht anständiges Kapital, und wenn das alte Glück nicht ganz entchwand, mußten sie ihren Herrn sehr wohl ernähren können.

Eines Abends kam Brandes — es war wenige Tage vor der Hochzeit — in ziemlich erregung heim.

„Der Baron Springer in Wien läßt mir hiebzigttausend Gulden für ‚Coriolan‘ bieten, vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit; soll ich das annehmen?“

Konrad redete ihm eifrig zu:

„Das ist eine enorme Summe. Das ist weit mehr als der Wert des Pferdes, das ist ein Liebhaberpreis.“

Der Prinz, um seine Meinung gefragt, antwortete reserviert, leidenschaftlos. Er war düsterer und verschlossener als früher, und wenn Brandes mit ihm sprach — der sich Mühe gab, einen harmlosen und freundschaftlichen Ton wieder zu finden — schaute er zu Boden. In alles, was man wünschte, bestimmte und verabredete, fügte er sich, ohne jemals einen entgegengekehrten Willen kund zu geben, in den Termin der Hochzeit, die Art der Aussteuer, die künftige Ueberfiedelung nach Rußland und so weiter.

Er spielte mit seiner Zigarette, hielt die Augen auf den Teppich gerichtet und sagte:

„Es ist eine hohe Summe, aber es ist kein Liebhaberpreis. Falls ‚Coriolan‘ das Derby gewinnt, ist der Hengst das Doppelte wert. Das ist klar, der Fall liegt sehr einfach.“

Konrad erwiderte kühl:

„So kann nur jemand rechnen, für den eine so ungewisse Sache, wie es ein Derbyfieg ist, nicht

allzuviel bedeutet. Wir müssen die Offerte acceptieren, sie ist ein Glückszufall sondergleichen."

Räthchen sah an des Prinzen Seite und hielt seine Hand. So saßen sie fast immer nebeneinander, es war, als ob sie ihn schützen wollte. Brandes hielt vor ihr am:

"Was sagst du, Räthchen?"

Sie antwortete nicht gleich. Sie war noch ein Mädchen in halbkurzen Kleidern gewesen, fast noch ein Kind, als vor drei Jahren "Coriolan" an der Seite seiner Mutter zum ersten Male auf die Wiese gesprungen war, ein kleines, scheues Fohlen. Als sie ihm näher gekommen war, sprang es hinter die Mutter und versteckte sich vor dem Mädchen. Aber allmählich waren sie Freunde geworden, und als er schon zu einem großen Burschen herangewachsen war und den Stolz des Stalles bildete, wandte er immer noch hastig den Kopf, wenn sie "Corry!" rief.

"Corry!" Welche Hoffnungen hatte man an ihn geknüpft! Er sollte alle Altersgenossen Deutschlands und Ungarns zu Hamburg im Derby schlagen, er sollte die höchsten Ehren in das glückliche Haus Brandes tragen, und Räthchen wollte ihn am Derbytage in der alten Hansestadt mit Rosen bekränzen!

"Verkauf ihn nicht, Vater."

So behielt Brandes das Pferd.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren Fortgang, und der Tag rückte näher. Wenn Räthchen allein war — und sie war oft allein —, überkam es sie bisweilen wie eine Angst. Kein weibliches Wesen stand ihr zärtlich zur Seite, vor allem keine Mutter. Das alte innige Verhältnis zwischen ihr und dem Vater war seit der Stunde zu Ende, da sie knieend, stehend den Prinzen gerettet und ihn sich erkämpft hatte. Nun in einsamen Stunden begann sie nachzudenken, und dieses Nachdenken war entsetzlich. Durch das ganze Haus ging eine trübe, gedrückte Stimmung, die mit Hochzeitsfreude nichts gemein hatte. Unmittelbar nach der Feier sollte der große Haushalt aufgelöst werden, denn das Haus mußte für den neuen Eigentümer geräumt sein. Die Diener und Kutscher, die Hausmädchen und das Küchenpersonal hatten ihre Kündigung erhalten, so lag über ihnen allen ein Zug von Gleichgültigkeit. Sie thaten noch ihre Pflicht, aber ohne besonderen Eifer, wie bezahlte Menschen, die keinen Anlaß mehr haben, sich besondere Sympathien ihrer Herrschaft zu erwerben.

Oft ging Räthchen durch die Zimmer und suchte sich das Bild jedes dieser Räume einzuprägen. Wenn sie einmal wiederkommen würde aus dem fernen Rußland, war das alles nicht mehr. Mit dem Tage der Hochzeit würde man sie losreißen von ihrem Vater und ihrer Heimat, und an demselben Tage würden die Thore ihres Vaterhauses sich für immer schließen.

Dann kam der Prinz, und sie suchte heiter zu sein. Er mußte von seinen russischen Gütern erzählen und gab sich Mühe, diese graue Zukunft, die ihm wie ein offenes Grab entgegenstarrte, mit allerhand Farben zu schmücken. Aber er war ein schlechter Erzähler, und seine müde Stimme versuchte vergebens, das Bild hell zu gestalten.

Er machte sich bisweilen Vorwürfe, daß er an sein gebrochenes Leben dieses Kind fesseln wollte, er hätte als ein angeschossenes Wild allein in seine Einsamkeit gehen sollen, um da zu sterben. In andern Stunden war es ihm wiederum ein Trost, daß eine liebende Frau, ein unschuldiges, lebensfrohes Geschöpf in die Verbannung ihn begleiten würde, und wieder zu andrer Zeit hatte er den lächerlichen Gedanken, daß diese Mesalliance ihn kompromittiere. Er malte sich dann irgend ein rettendes Wunder aus, vielleicht einen riesenhaften Gewinn oder eine unvermutete Hundertmillionen-Erbchaft, und er stellte sich vor, daß die Heirat mit dem Fräulein Brandes den Prinzen von Reichenberg von der Ausnutzung dieser eventuellen Glückfälle für immer ausschließe. Diese Heirat war eben das Ende, das große Siegel auf den Brief seiner Zukunft, in dem zu lesen stand, daß das Wappen von Reichenberg zerfallen werden müsse.

Aber Räthchen hatte ihn gerettet! Ohne dieses Mädchen würde er entehrt, ausgestoßen und verbannt, längst verschwunden sein! Er umarmte sie und versuchte herzliche Worte zu finden.

Dann war Räthchen glücklich, — sie verlangte ja nur noch so wenig.

Die Hochzeit fand am 10. Juni statt. Die Hochzeitsreise war für kurze Dauer bemessen: der Rhein, Paris, Brüssel, dann die direkte Fahrt nach Rußland. — Konrad stand im Frackanzug am Fenster des Billardzimmers und wartete auf die Ankunft der Gäste. Er sah blaß und abgespannt aus, denn zu allen den seelischen Erregungen dieser letzten Wochen war ein Uebermaß von Arbeit gekommen. Dieses Haus, das ihn so gastlich aufgenommen hatte, sah auch er nun zum letzten Male. Er war gleichsam der Totengräber von Brandes' Glück und Brandes' Haus gewesen, nun war alles geordnet, und man konnte hinausziehen. Er nahm mechanisch einen der weißen Bälle und ließ ihn

über das Billard laufen. Als der Ball den Weg verfehlte, nahm er einen zweiten und versuchte — immer mechanisch und gedankenlos — die Bälle richtig zu treffen. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, — da stand Räthchen vor ihm.

"Räthchen —?"

Sie sah wunderschön aus. Der Brautschleier verhüllte sie noch nicht, aber das weißseidene Kleid umschloß ihre Figur.

"Konrad, ich will von dir Abschied nehmen."

"Abschied?"

"Ja, schon jezt. Nachher, wenn alle die Menschen hier sind, kann ich das nicht."

"Ja," sagte er, "du hast recht."

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit sich in die Fensternische.

Einen Augenblick waren sie beide still und schauten hinaus, wo der Sommer über dem weiten Plaze lag. Und in diesem Augenblick erinnerten sie sich wohl an alles, was sie zusammengeführt hatte und was sie gemeinsam erlebt hatten.

Räthchen im Brautkleide! Neben ihm!

Es hatte Stunden gegeben — es war lange her — da er geträumt hatte, so werde das blühende Mädchen einmal neben ihm stehen, neben ihm als sein eigen. Eine Sekunde durchzuckte es ihn: Schrei auf, nimm sie mit dir, rette sie! Reiß sie an dich, du hast tausendmal mehr Recht als dieser elende Mensch, der sie besitzen will! Noch ist es Zeit, und wenn sie dich nicht will, so schütze sie wenigstens vor diesem Bunde!

Aber er sagte kein Wort.

Sie sprachen über allerlei gleichgültige Dinge, als ob sie beide Angst hätten, an das zu rühren, was ihre Seelen bewegte.

"Vielleicht dauert es Jahre," sagte Räthchen, "ehe wir uns wiedersehen."

"Ja," erwiderte er und nickte, "wer weiß, wo und wann. Vielleicht — ja, vielleicht nie."

"Nie?"

Angstvoll blickte sie ihn an. Was sollte das heißen?

"Wenn die geschäftlichen Dinge definitiv geordnet sein werden, und das ist nun wohl in wenigen Tagen der Fall, werde ich mich nach einer Stelle umsehen in einem Geschäft. Ich kann deinem Vater nicht als unnötiger Kostgänger zur Last fallen. Nicht wahr?"

Da erfaßte sie hastig seine Hände:

"Nie, Konrad, das schwörst du mir! Du verläßt ihn nie! Das schwörst du mir!"

Sie zitterte vor Erregung, und ihr blaßes Köpfchen, das von dem Weiß der Seide sich nur durch den goldfarbenen Teint abhob, neigte sich nahe zu ihm. Sie suchte seine Augen, und als er sie endlich anblickte, ließ sie ihn mit den Augen nicht wieder los.

"Versprich es mir, Konrad, schwör es mir. Er hat jezt niemand mehr, wenn ich fort bin, und er hat dich ja lieb. Er würde unglücklich werden, das weiß ich. Du, Konrad! Du!"

"Ja, ich will bleiben."

Er sagte nichts weiter, denn was hätte er ihr entgegen sollen?

Da fuhr sie mit ihrer kleinen Hand ihm zärtlich über die Stirn und schob seine blonden Haare zurück:

"Du lieber Konrad. Das war der glücklichste Tag für Vater, als du ins Haus kamst. Du weißt nicht, wie lieb er dich hat und wie lieb ich dich habe. Wenn ich einen Bruder hätte, der könnte mir nicht mehr sein. Und du mußt mir schreiben, alle paar Tage, ich schreibe auch dir. Erzähle mir dann alles, was hier vorgeht, und alles, was Vater betrifft. Ja, willst du, Konrad? Lieber Konrad?"

"Gewiß."

Da zog sie sanft seinen Kopf zu sich nieder und küßte ihn. Wie damals im Walde, als sie Bruder und Schwester geworden waren.

— Wagen auf Wagen rollte vor Brandes' Hause die niedrige Krampe hinauf. Die Trauung war zu Ende, und oben in dem Festsaal neigten sich die Hochzeitsgäste glückwünschend vor der Prinzessin von Reichenberg.

Dann reichten die Herren den Damen den Arm, die Flügelthüren zu dem Speisesaal öffneten sich, ein Meer von Licht strahlte den Eintretenden entgegen, nun schlossen sich hinter dem letzten Paare die Thüren und Vorhänge. Draußen auf dem Königsplaze lag heller Sonnenschein, aber der prachtvolle Speisesaal war durch doppelte und dreifache Sammetteppiche hermetisch gegen das Tageslicht geschlossen. Dafür ergoß sich ein Lichtstrom über die goldenen Uniformen, die fein zartgetönten Kleider der Damen, über die hundert Farben, die rings um den Tisch sich gruppierten. Diamanten glänzten, und in zahllosen Krystallen brachen sich glitzernd die Lichtstrahlen.

Es war eine illustre Gesellschaft, die sich da noch einmal an Brandes' gastlicher Tafel vereinigt hatte. Neben den Regimentskameraden des Bräutigams sah man die Uniformen fast aller berühmten Reiterregimenter,

und zwischen ihnen Herren in tabellosem Gesellschaftsanzuge, die bekanntesten Sportsmen Deutschlands. Nur die Damen waren in verhältnismäßig kleiner Zahl erschienen, besonders bemerkt wurde nur die junge Gräfin Ventlow, die in ihrem billigen einfachen Musselin-Kleide so reizend und vornehm wie immer ausah. Es waren noch vier oder fünf junge Mädchen mit ihren Eltern anwesend, Pensionistinnen der Braut, die niemand kannte und deren Vorstellung eine beträchtliche Zeit erforderte. Die eine war die Tochter eines Regierungsrats aus dem Kultusministerium, eine andre die Tochter eines pensionierten Infanterie-Hauptmanns, und während die Mädchen sich rasch an das fremdartige Bild gewöhnten, sahen die Eltern ziemlich schweigend und verlegen. Der Hauptmann, der ein wohlbegüterter Herr war, spielte in seinem Kreise stets die tonangebende Rolle, hier aber war er deplaziert und suchte vergebens, sich und seine Frau in die allgemeine Unterhaltung einzurangieren.

Nähe Brandes saß der alte Kommerzienrat Herz Goldschmidt, der vom Beginne des nächsten Monats Herr in diesem Hause werden sollte, neben ihm Konrad. Beide aßen schweigend und wechselten nur selten Worte. Sie waren vielleicht die einzigen an der Tafel, die im Stande waren, die wahre Situation des Hauses Brandes und den wahren Grund dieser Heirat zu beurteilen, alle die andern Gäste hatten davon keine Ahnung. Die Lage des Prinzen durchschauten sie freilich wohl alle, die wurde ja deutlich durch die Ueberfiedelung nach Rußland gekennzeichnet.

Brandes hat sich den Schwiegersohn gekauft," das war das allgemeine Urteil. "Er hat sein fabelhaftes Glück durch diese Prinzenheirat gekrönt."

Vielleicht gab es selten ein glänzenderes Hochzeitsfest als das des untergehenden Prinzen von Reichenberg. Die seltensten Blumen verwesten unter den heißen Strahlen unzähliger Lichter, und die Zungen der verdöhntesten Feinschmecker kosteten andächtig die großen Weine, die Frankreich und der Rhein vor langen Jahren hatten reifen lassen. Die Träger der vornehmsten Namen und der berühmtesten Uniformen neigten sich vor der Braut, — und doch lag über all diesem Glanz ein leiser, fast unmerklicher Zug des Unheils.

Wer war diese Braut? Eine Bürgerliche, die erst vor wenigen Stunden zur Fürstin erhoben war. Und wer der Vater? Ein Mann von Energie und Talent, der durchgedrungen war zur Höhe, ein Parvenu. Woher stammte der funkelnde Reichtum? Vom Spielertische und vom Rennplaze. Wo waren die Damen des großen Adels, die diesem Fest den Stempel der wahren Vornehmheit hätten leihen sollen? Nur wenige waren erschienen. Und schließlich: wer war der Bräutigam? Ein zu Grunde gerichteter Kavaliere.

Hätten die Festteilnehmer tiefer schauen können und erkennen, daß auch all der Glanz, der sie hier umgab, nur der letzte, mühsam zusammengegrastete Schimmer eines niedergehenden Glüdes sei, — wie anders wäre wohl die Stimmung umgeschlagen!

Die Unterhaltung bewegte sich zunächst in gemessenen Formen, man toastete auf das Brautpaar und sprach von Rußland, wie Moskau so interessant und Petersburg so schön seien. Der Infanterie-Hauptmann, der lange an der russischen Grenze in Garnison gestanden und bisweilen hinübergeschaut hatte, konnte sogar eine Minute lang die Situation beherrschen und wünschte im stillen, daß seine Bekannten aus der Bülowstraße ihn sehen möchten, wie er hier bei Prinzen und Sportsleuten ebenso den Ton angab wie in der Bülowstraße beim Theekränzchen.

Dann kam die Rede auf die Pferde, und der Hauptmann verstummte. Hundert fremdartige Namen und Redewendungen schwirrten über die Tafel, schließlich drehte sich das Gespräch nur noch um "Coriolan" und das nahe bevorstehende Derby.

Man stieß mit Brandes an: "Auf, Coriolan!" und der Hauptmann stieß auch an: "Auf, Coriolan." Er hatte zehn Mark darum gegeben, wenn er die Bedeutung dieses merkwürdigen Trinkspruchs hätte enträtseln können.

Carlotta erzählte Anekdoten, die ebenfalls weder der Hauptmann noch der Regierungsrat noch deren Frauen verstanden. Räthchen lächelte, aber der Prinz sah zurückgelehnt und sah den Erzähler mit halbgeschlossenen Augen an.

Brandes trank hastig und oft. Er war wie in einem Rausche, scherzte, lachte und trank seinen Gästen zu.

"Ja, Coriolan! Wenn er das Derby in Hamburg gewinnt, sind Sie alle meine Gäste. Wir nehmen einen eignen Dampfer und fahren nach Helgoland oder was die Herrschaften sonst Lustiges wollen. Uebrigens, ich habe 'Coriolan' malen lassen, das Bild ist von Emil Adam, ausgezeichnet. Ich hole es, Sie müssen es sehen."

Er stand auf und fühlte, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht zu taumeln.

"Ich hole das Bild."

Er ging festen Schrittes durch den Saal, der Diener



Serbstabend in Tirol. Originalzeichnung von Paul Hen.

öffnete die Thür, dann teilten sich vor ihm die Sammetportieren, und das helle Tageslicht blinkte ihm entgegen. Er sah unwillkürlich nach der Uhr: sechs Uhr abends. In zwei Stunden würde Rätchen schon fern sein.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und seine Augen schmerzten unter dem Lichtwechsel. Die Sonne, immer noch hoch am Himmel stehend, vergoldete die Flucht der Zimmer, durch die Brandes nun schritt, aber er achtete schon nicht mehr auf das Licht. Dann hielt er an und sah sich an die Stirn.

„Was wollte ich doch thun? — Ja so: das Bild.“ Er sah sich um; da stand das Gemälde auf der Staffelei, auf der man es mit einem braunen Sammetshawl drapiert hatte. Mit silbernen Buchstaben war auf dem unteren Bande der Name verzeichnet: „Coriolan“.

Eine Minute oder länger stand Brandes und schaute unverwandt auf das Bild. Der Goldfuchs neigte den Kopf leicht zur Seite und schaute seinem Herrn entgegen.

„Coriolan!“ Auf den vier Füßen dieses Pferdes ruhte Brandes' Zukunft! Auf einem Tiere, das ein Straucheln, eine Krankheit, eine Erkältung, ein Nichts am Derby-Tage außer Gefecht setzen konnte. Vielleicht würde der Jockey schlecht reiten, oder der Ablauf gelang nicht recht, oder „Coriolan“ hatte einen launischen Tag, oder schließlich — und das vor allem! — ein andres Pferd lief besser, schneller (zum Beispiel das Pferd dieses Kalm!), ja dann war Georg Brandes ein ruinierter Mann.

Von fern her klang Gläserklingen und Lachen, — Brandes rührte sich nicht.

Dann neigte er sich vor und blickte scharfer auf das Bild. Dem Auge des Kenners entging es nicht, daß der Rücken des Pferdes verhältnismäßig lang erschien, schlecht geschlossen, wie man sagt, — er erschrak. Sah Coriolan wirklich so aus oder hatte nur der Maler falsch gesehen?

Nein: der Maler hatte sich geirrt, das war ja selbstverständlich. Er wurde wieder ruhiger, aber er konnte den Blick doch nicht von dem Bilde abwenden. Dann zogen, während das Auge nur noch mechanisch auf dem Porträt haftete, andre Gedanken durch seine Seele.

Nochte das Pferd gewinnen und ein Abglanz des einstigen Reichtums zurückkehren, das alte Glück kam ja doch nie mehr. Heute, in wenig mehr als einer Stunde, zog Rätchen hinaus, und er war allein. Sie war das einzige gewesen, was seine schöne kreolische Frau, seine über alles geliebte Frau, ihm auf Erden zurückgelassen hatte, und dieses süße, geliebte Mädchen durfte ein ruinierter, gebrochener Mensch ihm nehmen.

Er stöhnte auf: „Rätchen, ich lasse dich nicht!“ Aber Rätchen gehörte ihm nicht mehr! Zu ihr! Er stand auf und ging durch die Reihe der Zimmer zurück. Als er aber an die Thür des Saales kam, durch deren Vorhänge das immer ungezwungener Lachen der Gäste drang, hielt er an.

„Nein, nicht hinein. Ich kann nicht hinein.“ Scheu wie ein Bettler stand er und horchte: Sprach da nicht Rätchen?

Wieder ging er zurück und blieb vor dem Bilde des Pferdes stehen.

Der Rücken ist zu lang. Vielleicht hat der Maler recht.

Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hände. So sah er lange, und so fand ihn Rätchen.

„Papa?“

„Ja —?“

„Papa, bist du krank?“

„Nein.“

„Du kommst nicht wieder. Du wolltest das Bild holen. — Nicht wahr?“

„Ja, ganz recht. Komm, Rätchen, setz dich zu mir.“

Sie setzte sich auf seine Kniee und umarmte ihn: „Nieder, lieber Papa.“

Mit übergroßer Kraft drängte er seine Thränen zurück und versuchte, ruhig mit ihr zu sprechen über die bevorstehende Reise und daß sie ihm oft schreiben solle.

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, den Kopf an seine Brust gelehnt und sah ganz still, — wie einst, da sie ein kleines Mädchen war und abends auf ihres Vaters Schoße einschlief. Aber es war kein kleines Ding mehr in kurzen Röcken, das man, ohne es aufzuwecken, ins Bettchen tragen kann, sondern ein junges Weib, dessen seidene Schleppe niederwallte und das nun fort gehen wollte für immer. Stunden später sah Brandes immer noch an dieser Stelle. Es war ganz still im Hause, das Rollen der Wagen war draußen verhallt, die Gäste fort, Rätchen fort!

Rätchen fort!

(Fortsetzung folgt.)

Herbstabend in Tirol.

(Voll S. 156 u. 157.)

Abend war's, ein wohliger lauer, Später Abend im September; Stille lagen schon die Gassen, Eingehüllt in Mondlichtschleier, Und des Städtchens grauer Wächter Wandelte mit Helleparle, Mit dem Spitz und der Laterne Schon den ersten, nächtigen Rundgang.

Aber auf der Steinterrasse Unfres Gasthaus', das als Zeichen Führt den heil'gen Michael, Der mit tief gesenktem Speere Scharfen Stos's den Drachen tötet, Sahen froh wir noch beinander, Wie der Wind uns hergeblasen: Heimwärts kehrende Touristen.

Einen Abend noch, den letzten In dem wunderschönen Bergland, Dachten wir noch auszukosten; Einen Schoppen noch zu leeren Von dem feurigen Tiroler, Der so wüßig und so labend, Daß man stets noch einen trinkt, Wie's der Deutschen alter Brauch.

's war 'ne richt'ge Tafelrunde: 1: ein langeskund'ger Bayer (Faustbick hatt' er's hinterm Ohre), 2: ein Pädagog, aus Sachsen (Keiner von pedant'scher Sorte), 3: ein Forstmann, von Charandt her (Auch ein liederfrohes Menschkind), 4: ein Schwabe (der hinunter In die stille Gasse trümmte, Wohl ein Lied aus Liebchen dachtend), 5: der alte Wirt (sein Pfeisfchen Urbschlaglich vor sich schmauchend), Dazu 6: die hübsche „Kessler“ Unfres Gastfreunds jüngerste Tochter, Rosenköschen, just sich öffnend), Und ihr galt des Sängers Lied:

Im Tirol steht a Wirtshaus Zum Sankt Michael, Da wird's eim so wohl Um den Leib und die Seel'.

Die Betten san sauber, Die Kuchen san recht, Dem Wirt siehst's an der Nas' an: Sei' Wei', der is echt.

Aber 's beste im Häusl, Und 's schönste am Plaz, Das is halt doch 's Kessler, A gar zuck'riger Schatz!

W'üt Gott di', lieb's Kessler, W'üt Gott di', gnet's Haus; 's Dableib'n wär prächt' — Aber d' Ferien san aus!

Schämig neigte sie das Köpfchen, Als der letzte Ton verklungen, Und ein leises Rot, es malte Ihr die Stirn und Wange tiefer. Aber, wie von einem Drange Gleich befelet hoben alle Wir die frischgefüllten Gläser; Hei, das war ein lustig Klingen, War ein kräftig Aneinander-Stoßen mit dem Feuertrank: Hoch Tirol — auf Wiedersehn!

Der Spielteufel im Bäckergewerbe.

Es ist später Nachmittag. Aus einem der Berliner Kiesenlokale, die vorwiegend bei Arbeiterversammlungen benutzt werden, strömen dichte Scharen, stauen sich auf dem Trottoir, debattieren heftig weiter und können erst durch die wiederholten Aufforderungen der anwesenden Schutzleute zum langsamen Auseinandergehen bewogen werden. Wie die angeschlagenen Plakate den Vorübergehenden lehren, ist es die Versammlung der Bäckergehilfen, die eben ihr Ende gefunden hat. Allmählich zerteilt sich die dichte Masse in kleinere Gruppen, die im langsamen Weiterstreiten noch immer die vorgetragene Weisheit eines ihrer volkswirtschaftlich angehauchten Kollegen nach allen Seiten beleuchten. Aber dieses Interesse dauert nicht ewig. Alle diese Menschen hören zwar auch mal ganz gern von andern Leuten, was ihnen denn eigentlich fehlt; aber sie haben keine Lust dazu, den ganzen, einmal angebroschenen Nachmittag der sozialen Frage zu opfern. Sie haben noch einige Stunden, und die müssen schnell ausgekostet werden, ehe sie die harte Arbeit wieder in Anspruch nimmt.

„Na, wo gehen wir denn eigentlich noch hin?“ Es ist eine ganze Anzahl meist schon älterer Gesellen, in deren Mitte diese Frage jetzt aufgeworfen wird.

„Wie ist es, wollen wir schnell einen Kleinen abziehen?“

„Es lohnt eigentlich kaum noch!...“

Aber trotz dieser zögernden Ablehnung setzt sich doch der Trupp sofort in etwas schnellere Bewegung und verschwindet nach kurzer Zeit in einem der Hinterhäuser einer Mietskaserne, wo in den unscheinbaren Räumen eines ihrer Kollegen eine der berühmtesten Bäckerspielhöhlen Berlins sich befindet.

Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß kein Stand so leidenschaftlich dem Hazardspiel frönt wie die Bäcker, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, einmal einen Blick auf die mutmaßlichen Ursachen dieser Thatsache zu werfen, sowie die eigentümlichen Zustände in einem solchen Glückstempel kennen zu lernen.

Es ist keineswegs zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß alle Menschen wohl so ziemlich die gleiche Anlage dazu haben, von der Spielsucht befallen zu werden; nur die äußeren Verhältnisse sind es gewöhnlich, die diesem Vaster einen mehr oder weniger großen Einfluß verschaffen. Welche Ursachen dem Glücksspiel in der vornehmen Lebenswelt seine Bedeutung verleihen und welche Verheerungen es da anrichtet, soll hier nicht weiter erörtert werden, ist ja auch bekannt genug, da alle diesbezüglichen Schilderungen sich immer nur mit den Spielhöhlen der höheren Gesellschaft beschäftigen, von jenen für die ausschließlich niederen Schichten aber entweder gar keine oder doch höchst unklare Vorstellungen haben. Es sind übrigens auch in diesen Kreisen nur zwei Verufe, die fast ausschließlich ihre Unterhaltung im Hazard suchen; nämlich die Kellner und — die Bäcker. Bei der gesamten übrigen Arbeiterbevölkerung kommt das Glücksspiel in seiner nackten Form so gut wie gar nicht vor.

Daß neben den Bäckern auch die Kellner stark spielen, ist bekannt; wohl jeder Besucher eines Bade- oder Kurortes weiß, daß gewöhnlich nach Schluß des Geschäfts noch manche der befrachteten dienstbaren Geister sich in einem Restaurant zusammenfinden, um da flott zu hazardieren, wobei, ganz nach dem Muster ihrer eleganten Gäste, auch oft genug Champagner getrunken wird. In der Art und Weise, wie diese Spieler-gesellschaften zusammenkommen, liegt allerdings ein Unterschied, ebenso im Spiel selbst; die Kellner „pokern“ meist, spielen also immer in kleinen Gruppen, während die Bäcker fast ausschließlich „tippeln“ (das Wort dürfte aus tempeln entstanden sein), also eine einzige Spielgesellschaft bilden. Bestimmte Lokale besitzen aber die Kellner nicht, wo sie ausschließlich spielen; zu eignen Spielhöhlen haben es bis jetzt nur die Bäcker gebracht.

Man hat die Glücksspiele bei den Kellnern auf das Konto des leichten und mühelosen Erwerbs zu setzen versucht; man wird wohl richtiger die Ursachen dieser Erscheinung in den ungesunden Arbeitsverhältnissen dieser Gewerbe zu suchen haben. Denn leichten und mühelosen Erwerb haben die Bäckergehilfen gewiß nicht; aber sie sowohl wie die Kellner leiden unter dem gewaltigen Uebel, solange sie in Arbeit stehen, keine einzige Stunde der Erholung zu besitzen. Was das heißen will, davon können sich diejenigen keine Vorstellung machen, denen das Schicksal wenigstens alle vierzehn Tage oder vier Wochen einen freien Nachmittag bewilligt. Gerade an Sonn- und Feiertagen, wo andre Leute ausspannen, müssen Bäcker und Kellner am schwersten arbeiten und an den übrigen Tagen nicht leichter als ihre Standesgenossen. Wollen sie, solange sie sich in Stellung befinden, eine Erholung haben — wenn man das eine Erholung nennen kann — so müssen sie eben für einmal vierundzwanzig Stunden auf den Schlaf verzichten. Diese dem Schlaf abgerungenen Stunden fallen nun aber in eine Zeit, wo diese Menschen beim besten Willen keine Gelegenheit haben, sich eine bessere Unterhaltung zu verschaffen. Die Kellner haben gewöhnlich die Zeit von Mitternacht bis gegen Morgen zur Verfügung, und mit diesen Stunden können sie eben weiter nichts anfangen, als sie durch Spielen totzuschlagen. Die Bäcker haben allerdings eine weit bessere Zeit, von Mittag bis gegen Abend, und könnten deshalb manche Schenswürdigkeit in Augenschein nehmen, unter Umständen selbst die Theater besuchen; aber — ohne den Teufelsknecht zu nahe treten zu wollen — muß es doch betont werden, daß ihre geistigen Interessen nicht durchgängig so hoch stehen. Von den Vergnügungsorten interessieren am meisten: Circus, Zoologischer Garten, Spezialitäten-theater und Tanzsäle; Zeughaus, Museum und so weiter werden zwar auch besucht, sicher aber nur zur Zeit etwaiger Stellenlosigkeit oder Geldmangels. Alle besseren Schau-stellungen werden wohl einmal oder zweimal im Jahr besucht, aber selten öfter; es bleiben also eigentlich nur die Tanzsäle, die denn auch stark frequentiert werden, natürlich nur des Sonntags, da die weibliche Bevölkerung an andern Tagen keine Zeit hat. An den sonstigen Ausgastagen — die Bäcker haben traditionell den Dienstag, Donnerstag und Sonntag — wird nun vornehmlich gespielt; an diesen Tagen sind gewöhnlich sämtliche „Tippelbuden“ stückend voll und bieten für jeden, der sie kennen lernte, ein, wenn auch abstoßendes, doch interessantes Bild.

Die Räumlichkeiten selbst unterscheiden sich durchaus

nicht von den gewöhnlichen Arbeiterwohnungen, nur daß sie vielleicht größer sind, denn der Inhaber — regelmäßig ein alter Werkmeister (diesen Titel führt der erste Geselle in der Werkstatt) — hat immer eine ganze Anzahl Schlafburschen und Kostgänger, gleichfalls Bädereffekten, welche augenblicklich keine Arbeit haben. Von irgend welchen Spielvorrichtungen, wie sie in den eleganten Spielhöhlen zu finden sind, ist hier gar nichts vorhanden; der grüne Tisch, die Geldharke und dergleichen ist hier nicht nötig, höchstens daß man einen Tempel mit Kreide auf den Tisch malt, für Karten sorgt und die Beleuchtung durch die bei Arbeitern sonst ungewöhnliche, für diese Zwecke aber praktischere Hängelampe besorgen läßt.

Man darf nicht etwa glauben, daß professionierte Bauernfänger und Schlepper in diesen Räumen irgend eine Rolle spielen; die ganze Gesellschaft besteht nur aus Bädereffekten, und auch unter diesen befindet sich kein eigentlich gewerbmäßiger Bankhalter. Alle Gäste sind untereinander genau bekannt, und so kommt es, daß die Polizei diesen Spielhöhlen gegenüber ziemlich machtlos ist. Denn der im Verlust Befindliche weiß doch immer genau, daß es ziemlich ehrlich herging, und macht also keine Anzeige; die übrigen Hausbewohner merken aber nichts, denn das eigentümliche Schleppverfahren erklärt die häufige Anwesenheit so vieler Gäste zur Genüge.

Alle Inhaber dieser Spielhöhlen sind, wie gesagt, selbst Bädereffekten oder doch wenigstens Leute, die ständig an stillosen Bädereffekten vermierten. Nun ist es längst Usus, daß diesen Kostgängern ein sehr weitgehender Kredit eingeräumt wird, denn die wenigen Spargroschen halten doch gewöhnlich nicht so lange vor, um Kost und Logis bezahlen zu können, bis sie wieder Arbeit gefunden haben. Sobald dies der Fall ist, pflegen sie auch die bei ihren Schlafwirts gemachten Schulden ehrlich abzugeben, und diese ihre Ehrlichkeit wird nun in Bezug auf das Spiel für sie verhängnisvoll, denn sie sind dadurch gezwungen, diese Stätten immer dann aufzusuchen, wenn sie ein wenig Geld besitzen, und dann beteiligen sie sich auch immer am Spiel. Es sind selbstverständlich nicht alle derartigen Schlafwirts auch zugleich Inhaber einer Spielhölle, denn von den letzteren haben wir denn doch zum Glück nicht ganz so viel wie von den ersteren; es werden in Berlin etwa ein Dutzend solcher Tempel vorhanden sein. Das reicht aber auch vollkommen hin, um die zwei- bis dreitausend Bäder, für welche sie existieren, gründlich zu ruinieren. Diejenigen Besucher, welche nicht zu den früheren Kostgängern des Wirts gehören, werden eben in ganz unabsichtlicher Weise durch ihre Kollegen eingeführt, mit denen sie vielleicht gerade zusammen arbeiten.

Die Wirte haben übrigens im Grunde genommen von der Duldung des Spiels keine allzugroßen Vorteile, denn an den Getränken verdienen sie nicht viel, da sie das Bier zum gewöhnlichen Preis ablassen. Nur wenn sie selbst die Bank übernehmen — das geschieht freilich fast immer — und Glück haben, erzielen sie einen nennenswerten Gewinn für ihr Risiko. Die ständige Uebernahme der Bank ihrerseits erklärt sich übrigens ziemlich einfach aus den Verhältnissen, ohne daß man gleich an ein bewußtes Korrigieren des Zufalls zu denken braucht; sie sind meist der einzige, der genügend Geld in der Tasche hat, um die Bank fundieren zu können, und zugleich die Autorität, um die Ordnung in diesen Räumen beim Spiel aufrecht erhalten zu können. Was die Spieleinsätze selbst anbetrifft, so bewegen sich dieselben naturgemäß in niedrigen Grenzen; mehr wie einen Wochenlohn hat ja keiner von den Spielern bei sich, und der übersteigt selten zwanzig Mark, bleibt sogar in den meisten Fällen weit darunter. Bei den fremdliegenden, das heißt außer Stellung befindlichen Gesellen beträgt der durchschnittliche Einsatz selten mehr wie zehn Pfennig. Aber trotz dieser anscheinend niedrigen Sätze — anscheinend, denn in Wahrheit sind sie es für die Verhältnisse dieser Leute durchaus nicht — bietet eine solche Spielbank doch noch weit fesselndere Bilder wie eine elegante, wo vielleicht Tausende über den Tisch rollen. Der vornehme Kavalier hat noch immer so viel Selbstbeherrschung, um wenigstens äußerlich unbewegt zu scheinen, auch wenn er sich vielleicht zu Grunde gerichtet weiß; auf den Gesichtern dieser Leute prägt sich aber die ganze ungeliche Leidenschaft so deutlich aus, wie sie dieselbe empfinden.

Es ist ein widerwärtig fesselndes Bild, diese gierig funkelnden Augen, wie sie alle so starr an der Hand des Bankhalters kleben, das Umschlagen der Karten in fieberhafter Spannung verfolgend. Und dabei herrscht eine Atmosphäre in der engen Stube, daß ein Sterblicher mit andern Organen es kaum darin auszuhalten vermöge. Alle diese bleichen, abgearbeiteten Gesichter schwimmen in einer Wolke von Tabaksqualm, der zum Himmel sinkt wie Neros Mutttermord. Getrunken wird wenig; die Eier zu spielen nimmt alles Interesse in Anspruch; nur der Banquier frischt von Zeit zu Zeit seine Gemütsgeister durch einen herzhaften Schluck aus der Bierflasche auf — Gläser sind meist nicht üblich

— um dann wieder im alten Einerlei die Karten links und rechts aufzuwerfen, Geld einzuziehen und welches auszugeben.

Plötzlich kommt Leben in den Bau! Ein ungeschickter Zahler hat einen Nidel zu Boden fallen lassen, und sofort fahren ein halbes Dutzend „Lancher“ mit den Köpfen unter Bett und Sofa, um den verlorenen Reichtum zu erweisen. Es ist ein Privilegium der „Ausgemisteten“, daß sie die heruntergefallenen Geldstücke suchen und behalten dürfen. Nur dauert die Freude gewöhnlich nicht lange, denn sobald sie den Groschen haben, setzen sie ihn auch gleich wieder auf eine Karte. Haben sie im Anfang Glück, dann können sie wohl ein Weilschen mitmachen, bis doch wieder nach wechselndem Erfolg der letzte Groschen dahin ist. Dann stehen sie und betteln bei ihren Kollegen: „Nur einen Groschen... bloß bis morgen... kriegst ihn ja gleich wieder...“ oder sie fangen an zu verkaufen, was sie nur irgendwie Wertvolles an sich entdecken können. Stehen sie in Arbeit, so haben sie gewöhnlich nicht nur einen gewissen Kredit, sondern auch noch Uhr, Ring oder Ueberzieher zu verpfänden; liegen sie aber fremd, so besitzen sie meist gar nichts, was sie verkaufen können. Und doch finden sie in ihrer Spielwut noch immer Gegenstände, für welche sie ein oder zwei Groschen herauszuschlagen.

Da kommen die schnurrigsten Sachen zum Vorschein. Pfandscheine haben immer noch einen Wert und finden leicht Abnehmer; schwieriger sind schon fünfzig-Pfennig-Krawatten unterzubringen, wenn sie nicht gerade ganz neu sind. Auch Manschetten, Portemonnaies, Taschmesser, Hosenträger, Zigarrentaschen, Uhretetten, Haarbürsten, Stöcke, Schirme, kurz alles, was junge Menschen mit sich herumzutragen pflegen, kommt zum Verkauf.

„Nach doch, Robert!... bloß zwei Groschen... ist ein guter Stehtragen... hat mir selber eine Mark gekostet... habe ihn erst zweimal umgehakt... ist acht- unddreißig, deine Weite... kannst ihn gut brauchen.“ So stehen und verhandeln diese Menschen für einen Spottpreis alles mögliche, nur um immer wieder am Spiel teilnehmen zu können; sie verkaufen das Hemd vom Leib in diesem Paroxysmus. Das ist hier wörtlich zu verstehen, denn ich habe es schon selbst erlebt, wie so eine Spielkarte das Oberhemd auszog und für fünfzig Pfennig verschachtelte, um sie gleich wieder zu verlieren.

Gerade durch die an Ort und Stelle ausbrechende Schacherwut der Spieler bilden die Bädereffektenhöhlen wohl die interessanteste Spezies aller Glückstempel, denn sie führen uns unmittelbar die ganzen Folgen dieses Lasters vor Augen, die wir uns an den andern Orten doch immer erst mehr oder weniger mühsam zusammenkombinieren müssen. Aus der Ferne gesehen, mögen derartige Szenen vielleicht für den Unbeteiligten etwas Belustigendes haben, denn die Geringfügigkeit der Mittel, welche von diesen Leuten geopfert werden können, erscheint harmlos im Vergleich zu den riesigen Summen, die der Begüterte bei solchen Gelegenheiten verliert; wer aber inmitten dieser fieberisch erregten Menschen steht, in deren Hirn nur die eine Vorstellung kreist: spielen — spielen — spielen, der sieht nur die dämonische Macht, welche der Spielteufel über die ihm Verfallenen ausübt.

Man versteht hier nur zu gut die Erzählung von den alten Deutschen, die in der Spielwut selbst ihre Freiheit einsetzten. Handeln denn ihre Nachkommen anders? Seht nicht der durchs Spiel zu Veruntrennungen getriebene junge Kaufmann auch heute noch die Freiheit aufs Spiel? — Und man sehe sich einmal die Gesichter und Physiognomien in der Bädereffektenhölle an. Es mögen sonst die ehrlichsten Kerle sein; aber zeigt ihnen in dem Augenblick, wo sie, voll brennenden Verlangens, einen Einsatz zum Weiterspielen zu erlangen, alle Besinnung verloren haben, den Weg, durch ein Verbrechen neue Mittel zu erlangen, und sie werden ihn blindlings beschreiten. Jene Tragödien zwar, wie sie die Spielhölle der Lebendwelt herantreiben läßt: den Anallekt auf die verlorene Existenz, oder im günstigsten Fall der Versuch, die amerikanische Rasse zu vereiteln, kennt man hier nicht, denn eine Existenz in jenem Sinn haben diese Spieler nicht einzusehen. Auch das unverschuldete Mitleiden von Frau und Kindern kommt glücklicherweise nicht oft vor, da ein Bädereffekte nur selten, solange er unselbständig ist, eine Familie gründen kann; aber nichtsdestoweniger zieht doch sein Unglück im Spiel auch andre in Mitleidenschaft. Die Bädereffektlinge wissen ein Lied davon zu singen, wenn die Gesellen ihr sauer verdientes Geld wieder einmal verspielt haben; alle Wut und aller Aerger über den Verlust tobt sich in solchen Nächten auf ihrem Rücken aus.

Gewöhnlich ist das Spiel um neun Uhr abends beendet, denn die arbeitenden Gesellen müssen spätestens um zehn Uhr wieder in der Werkstatt stehen, und die feiernden haben selten viel Geld, um noch lange fortzufahren. Der Umstand, daß sich die Spielenden schon so zeitig entfernen und zum großen Teil früher im Hause wohnen, schützt die Spielbude am allermeisten vor der Entdeckung durch die Polizei, denn kein Hausbewohner schöpft Argwohn. Immerhin ist es doch bei

der verhältnismäßig großen Anzahl dieser Glückstempel und bei dem Umstand, daß die Polizei diese Leidenschaft der schiefbeinigen Gentlemen kennt, nichts Seltenes, daß sie eine solche Wohnung einmal aushebt und die Hauptmatadore auf einige Zeit hinter Schloß und Riegel schiebt. Freilich, die Spielsucht selbst vermag sie nicht zu unterdrücken, denn die ist schon zu fest verwachsen mit dem Bädereffekter.

Wer so glücklich war, einen kleinen Gewinn davontragen zu können, der geht mit lachenden Miene, und wer sein bißchen Geld verlor, mit Ingrimm gegen seine eigne Schwäche und bitterem Neid auf das Glück des andern; in dem Voratz aber begegnen sich beide, das nächste Mal wiederzukommen und weiterzuspielen. Der eine, um sein Glück nochmals zu versuchen, der andre, um den heutigen Verlust wieder herauszubringen. Bis dahin aber üben sie sich darin, ein unfehlbares System zum sicheren Gewinn zu entdecken; die Karten fliegen in der Badstube links und rechts, und die imaginären Gewinne steigen ins Fabelhafte. Staunend sieht der jüngste „Stift“ die Geheimnisse des Kasards, hört die Märchen von den kolossalen Summen, welche der oder jener schon mal gewonnen hat, und spielend lernt er den Unterschied von „großer Schlag“ und „kleiner Schlag“. Er könnte eigentlich zum Gesellen gesprochen werden, denn er ist ein echter Bädereffekte — bloß das Teigmachen muß er noch gründlich lernen. Aber das kommt auch noch, und endlich ist er im Stande, auch jene Tempel aufzusuchen und mal ernstlich ein „paar Puppen“ zu riskieren.

Ein „Wissender“.

Ein neues Geschütz.

(Bilder S. 161.)

In der Absicht, den hauptsächlichsten Nachteil, unter welchem das Maxim-Geschütz leidet — die Schwerfälligkeit — zu vermeiden, hat ein englischer Offizier, Lord Dundonald, ein neues „Kriegsgeschütz“ konstruiert und Patent darauf genommen. Im Gegensatz zu dem Maximischen Geschütz, das etwa achthundert Pfund wiegt, wiegt dies neue, samt Munition, nicht ganz vierhundert Pfund. Dabei ist das Rohr derart angebracht, daß es nach verschiedenen Richtungen abgelenkt werden kann, ohne daß das Geschütz gerollt werden muß. Die Spannweite der Räder ist die aller Feldgeschütze; das Besondere daran sind nur die schmalen Radreifen, die geeignet sind, leicht über lockeren wie festen Boden zu gehen. Nebenbei werden auch Schlittenunterlagen mitgeführt für überkiesigen oder moorigen Grund. In klug ausgeführter Weise ist auch Bedacht darauf genommen, daß bei Vorrücken im Galopp über rauhes Terrain oder um scharfe Ecken stets der nötige freie Spielraum zwischen Pferd und Geschütz bleibe. Ein berittenes Pferd zieht da das Geschütz, während ein zweiter Mann zur Seite reitet und bei Ankunft am Aufstellungsort die Handhabung der Schießvorrichtung übernimmt. Dies neue Geschütz soll, nach den mit ihm vorgenommenen Proben, sich trefflich bewährt und bei den Fachmännern der englischen Armee große Anerkennung gefunden haben.

Die „Fanny Fern“.

Eine Seegeschichte

von

Friedrich Meißner.

(Schluß.)

Wenn ich in späteren Jahren an jene Episode zurückdachte, habe ich mir immer wieder sagen müssen, daß nur allein Seeleute sich auf solch ein Abenteuer einlassen konnten. Hier sahen wir drei in einem winzigen Boot und forderten alle die unzähligen Fährlichkeiten und Schrecknisse des Ozeans heraus, um einem Zustande zu entgehen, der selbst in meinem Falle, wenn man mich wirklich in das Gellagatt gesperrt hätte, doch nicht annähernd so verhängnisvoll hätte werden können wie die Leiden und Drangsale, die unsre Flucht in dem gebrechlichen Fahrzeug gar leicht über uns bringen konnte. Glücklicherweise aber ist Janmaat mit einem guten Teil tollkühner Verwegenheit ausgestattet. Uns allen dreien war die See in all ihren Launen etwas Bekanntes, Altgewohntes. Wir schauten so gleichmütig über das Dollbord unsrer Ruchschale hinaus in die blaue, sonnige Ferne, als befänden wir uns innerhalb der festen Keeling eines großen Kriegsschiffes. Wir trieben, ein Pünktchen, in der Unendlichkeit des Weltmeeres, und dennoch kam uns kein Gedanke an unsre Nichtigkeit, an unsre jämmerliche Hilflosigkeit. Wir plauderten behaglich, schmauchten unsre Pfeifen, lachten über Paterjens Komödienpiel und seine Erbschleicherei und suchten uns vorzustellen, was sich ereignen würde, wenn Kapitän Scudder an Deck kam, das Boot und die beiden Matrosen vermißte und den gefangenen Vogel entwißte fand.

Bei alledem aber konnte ich so manchen Seufzer nicht unterdrücken; im Grunde war's doch eine recht schlimme Geschichte, und um so bitterer für mich, da mich solch ein Kerl, wie dieser Scudder, so weit



Kaiser Wilhelm und König Albert von Sachsen auf der Reichener Höhe am 8. September.



Kaiser Wilhelm und König Humbert von Italien auf der Reichener Höhe, das Gefecht am 8. September beobachtend.

gebracht hatte. Wäre ich durch eigne Nachlässigkeit oder feemännische Unfähigkeit ins Unglück geraten, dann hätte ich mit mir selber ins Gericht gehen können, ohne dabei die grimmige Verzweiflung zu fühlen, die jetzt mein Herz zernagte bei dem Gedanken, daß die unerhörteste, nichtswürdigste Behandlung mich geradezu gezwungen hatte, etwas zu begehen, das weder vor den Gesetzen des Landes noch vor der Schiffsdisciplin Rechtfertigung finden konnte.

Die Zeit verstrich. Ab und zu zeigten sich auf dem Rücken der Dünung, die wie geschmolzenes Erz unter der glühenden Sonne wogte, kleine, rippelnde Wellchen; stets aber erstarrte der schwache Windhauch wieder sehr bald, und bis gegen fünf Uhr nachmittags lag das Boot auf derselben Stelle, als wäre es an einer Boje festgemacht. Dann aber verdunkelte sich das Wasser von Norden her, eine Brise machte sich auf, wir holten die Schoot scharf an und setzten, Nordost anliegend, unsere einsame Fahrt fort.

Wir lugten unablässig nach Schiffen aus, denn bei dieser Brise konnte jeden Augenblick ein Fahrzeug in Sicht kommen. Als es finster wurde, verteilten wir die Wachen, trugen auch Sorge, daß die Blendlaterne immer hell brannte, teils um den Kompaß beleuchten zu können, teils auch um

ein Signal zur Hand zu haben, sollte sich plötzlich der dunkle Schatten eines Schiffes im Sternenschein zeigen.

Jedem von uns lag daran, sobald als möglich von einem Segler aufgenommen zu werden. Wir jagten uns, daß an Bord eines solchen unsere Erzählung eher Glauben finden würde als an Land, unter argwöhnischen Polizisten und Hafenbeamten.

Freilich, unsere Freiheit hatten wir ja, aber das Boot war in seiner Art auch ein Gefängnis, und schon in dieser ersten Nacht empfanden wir vollauf die Anzuträglichkeiten des engen Eingesperrtseins. Wir konnten nicht gehen, unsere Gliedmaßen nicht strecken. Als Lager hatten wir nichts als die harten Bootsrippen und Fußbretter, und als man mich kurz vor Tagesanbruch aus einem mehrstündigen Schlaf erweckte, da schmerzte mich jeder Knochen im Leibe, und ich kam mir vor, als wäre ich achtzig Jahre alt.

Das Wetter war wundervoll; der warme Nachtwind brachte erfrischenden Tau mit sich, und der Sonnenaufgang war unbeschreiblich herrlich. Noch niemals hatte ich eine reichere, prächtigere Färbung des Morgenhimmels beobachtet. Die ruhige See spiegelte die brennende Pracht in zwanzig verschiedenen Tinten wider. Nie kann ein Sonnenuntergang in nördlichen Breiten ein erhabeneres Schauspiel gewährt haben als dieser tropische Sonnenaufgang am zweiten Morgen nach unsrer Flucht.



Prinz Leopold von Bayern, Generalfeldmarschall.

Graf von Hoesler, Kommandeur des XVI. Armecorps.

Die Höchstkommmandierenden im diesjährigen Kaisermandöver.

Der Wind wehte unserm Kurs direkt entgegen, so daß wir während der Nacht mehrmals wenden mußten.

neres Schauspiel gewährt haben als dieser tropische Sonnenaufgang am zweiten Morgen nach unsrer Flucht.

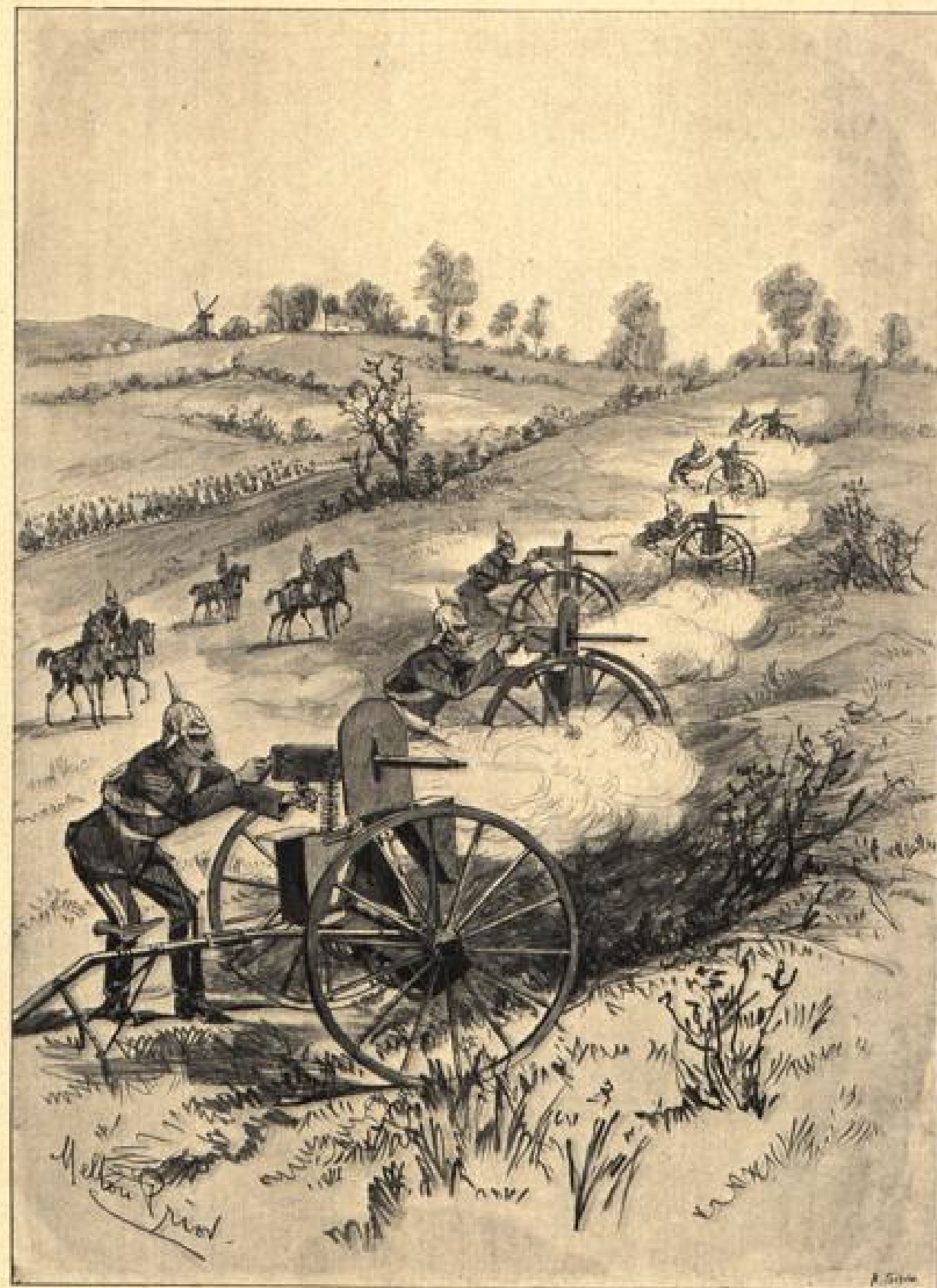


Anreitende Kavallerie; im Vordergrund das Husarenregiment Nr. 13.

Die großen Manöver bei Homburg v. d. Höhe. Nach Momentaufnahmen von E. Jacobi, Hofphotograph in Metz.



Begleiten zum Gefecht.



• Öffnung des Schußrohrs.

Das neue „liegende“ Schnellfeuergeschütz der englischen Artillerie.

Raffen und Jberg, Leute, in denen kein Fräntchen poetischer Empfindung vorhanden war, lagen mit Armen und Kinn auf dem Dollbord und betrachteten das Farbenspiel am Himmel und auf dem Wasser, in stumme Bewunderung versunken; daß dabei ein ungewöhnliches Gefühl in ihnen arbeitete, merkte ich sehr wohl an der Art, wie sie auf ihrem Pränitz lauten, das ihnen wie ein Klotz in der Backe stat.

„Wat is dat?“ rief Raffen plötzlich, nach links, oder richtiger, nordwärts von dem fächerförmigen Feuerstrom deutend, der an der östlichen Kimmung gegen das Boot heransloß.

„Sail ho!“ rief Jberg fast zu gleicher Zeit.

Ich erhob mich, schätzte die Augen gegen die flammenden Wasser und gewahrte ein Schiff, das nicht weiter als vier oder fünf Seemeilen entfernt sein konnte. Wir beobachteten dasselbe eine Weile schweigend; endlich bemerkte Raffen:

„Mit dat Schiff is dat nich richtig, Stüermann; mich scheint, als ob da kein Mensch nich mehr an Bord is.“

Der Schleswiger hatte unter der ganzen Mannschaft der „Salacia“ die schärfsten Augen gehabt, für uns war er daher so gut wie ein Teleskop.

„Er hat nur wenig Segel stehen, soviel ich ausmachen kann,“ sagte ich.

Er formte einen Tubus aus seiner Hand und lugte hindurch.

„Wie mich scheint, hat er weiter nichts stehen als nur seine Fock un sein Vormarssegel,“ versetzte er. „Ob er da achter überhaupt noch Masten stehen hat, dat is nich zu erkennen. Ein bannig hoher Masten is er aber. Wir müssen erst ein bißchen neger ran-kommen.“

„Wollen auf ihn abhalten,“ sagte ich und vierte die Schoot auf.

Langsam schob das Boot vor dem heißen, leichten Wind dahin, der wie der Probem aus einer Feueresse von Südwesten her wehte.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir uns dem fremden Segler so weit genähert, daß wir ihn genau betrachten konnten. Ein Wrack war er nicht, sah aber ganz so aus, als sei er von seiner Mannschaft verlassen und aufgegeben worden. Dem Anschein nach hatte er ursprünglich Bartakelung gehabt, jetzt war der Besanmast unmittelbar über dem Deck weggebrochen, im Großtopp fehlten Bram- und Marsstenge, der Untermast aber stand nackt und brandgeschwärzt, wie ein Baum, den der Blitz versetzt hat. Vorn befand sich alles in Ordnung, sogar die Bram-rahe fehlte nicht. Außer dem Vormarssegel und der Fock stand auch noch der Klüver. Das Fahrzeug sah hoch auf dem Wasser, über das sogar ein breiter Streif seiner grünlichen Verkupferung emporragte. Eine wirre Masse von Wanten, Pardunen und laufendem Gut schleppte über Bord, und dies, im Verein mit der mittschiffs ausgebrochenen und zersplitterten Keeling, gab dem Schiff ein verwahrlostes, melancholisches Aussehen.

Wir nahmen unser Segel weg und legten ein paar Reemen aus, rosten vorerst jedoch noch nicht, um uns Gewißheit darüber zu verschaffen, ob noch Leute an Bord waren; in diesem Fall wäre es nötig gewesen, daß wir unsern Proviant und die sonstige Ausrüstung des Bootes über Bord warfen, um unsre eingelernte Geschichte glaubwürdig zu machen.

„Da rögt sich keine Seele nich,“ brummte Raffen, nachdem wir lange kein Auge von dem Schiff verwendet hatten.

„Ich sehe ebenfalls nichts,“ sagte auch Jberg.

„Noch näher heran, Leute,“ rief ich, „der große Masten ist unter allen Umständen eine bessere Zuflucht für uns als dies Boot.“

Die beiden Matrosen legten sich in die Reemen, und ich behielt das Schiff scharf im Auge. Nirgends zeigte sich eine Spur von Leben. In Hörweite angelangt, ließ ich das Rufen einstellen, stand auf und rief das Schiff an. Keine Antwort. Ich wiederholte den Anruf noch mehrere Male, und dabei spähten wir alle drei angestrengt nach irgend einem Lebenszeichen; wir gewahrten jedoch nichts.

„Der Masten ist verlassen,“ sagte ich endlich. „Laßt uns an Bord gehen.“

Einige kräftige Reemenschläge brachten uns heran.

Raffen machte die Fangleine des Bootes vorn an den Rufen fest, dann erkletterten wir den fremden Segler.

III.

Peter Jberg war der erste, der über die Keeling an Deck sprang. Er stieß einen lauten Ruf aus und wies mit einer Gebärde des Entsetzens auf zwei Männer, die, nur mit Leinenhosen und Schuhen bekleidet, tot am Fuße des Großmastes lagen. Seit ihrem Ableben mußte schon eine längere Zeit vergangen sein — der Anblick war gräßlich.

Ich erkannte auf den ersten Blick, daß das Schiff von einem Blitzstrahl getroffen worden war, der es

hinterwärts entmastet hatte. Der Blitz hatte auch jene beiden Männer berührt und ihnen die Hemden vom Leib gerissen, ob sie aber zu der Zeit noch am Leben gewesen waren, das erschien mir, nachdem wir uns weiter auf dem Schiff umgesehen hatten, sehr zweifelhaft.

An der Keeling lag ein großes Wassergefäß noch fest in seinen Faschings. Ich stieß es mit dem Fuß an und entnahm aus dem Ton, daß es noch zu zwei Dritteln voll sein mußte. Ein kupferner Dipper hing über den Bauch des Fasses herab; ich senkte das lange, röhrenförmige Trinkgefäß in das Spundloch hinab und schöpfte — das Wasser war warm, aber gut; rechneten wir unsern mitgebrachten Vorrat dazu, so hatten wir auf Wochen hinaus Trinkwasser genug, auch wenn sich, außer dem Inhalt des Fasses, weiter nichts an Bord vorfinden sollte.

Inzwischen hatten sich meine beiden Gefährten weiter nach vorn begeben; bei der Kombüse angelangt, die unverlezt einige Schritte achter dem Fockmast stand, machten sie Halt und riefen mich herbei. Ich sollte Zeuge eines zweiten schrecklichen Anblicks sein: auf dem Fußboden der Kombüse lagen in einem wirren Haufen vier weitere Leichen, zwei davon Neger.

Von Schauder übermannt, wendete Jberg sich ab. „Die sind nicht vom Blitz erschlagen worden,“ sagte er, hastig seine kurze Pfeife anzündend.

„Nein,“ rief ich, gleichfalls zurückweichend, „hier muß eine Seuche an Bord gewütet haben, eine Pest oder ein afrikanisches Fieber! Mag sein, daß das Schiff von jener Küste kommt, es kann aber auch sein, daß es eine giftige Ladung im Raum hat. Laßt uns achteraus gehen.“

Wir kamen zu einem langen, niedrigen Deckhause, grün gestrichen, mit drei Fenstern auf jeder Seite; es begann zwei Schritte achter der Großflut und endete zwei Schritte vor dem Steuerrad. Sein Fußboden lag tiefer als das Deck; um zur Thür zu gelangen, mußte man einige Stufen hinabsteigen.

Diese Thür öffneten wir jetzt und schauten ins Innere, das uns, nach dem hellen Sonnenlicht draußen, zuerst dunkel erschien. Ich that einen Schritt vorwärts, blieb aber sogleich wieder stehen, weil ich plötzlich ein dumpfes, schwaches, aber drohendes Knurren vernahm.

Raffen und Jberg sahen mir über die Schultern. Vor mir auf dem Fußboden lag mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zur Seite geneigt, einen Fuß über dem andern, ein Mann. Auch er war tot. Ich stand wie gebannt vor diesem neuen Schrecken, da erhob sich aus einer Ecke zwischen zwei Seelisten, groß, langbeinig, gespensterhaft die Gestalt eines Hundes; das Tier kam heran, schwankend, als müßte es bei jedem Schritt umfallen, es legte seine Vorderfüße auf des toten Mannes Brust, knurrte wiederum, streckte sich nieder und richtete ein Paar Augen auf uns, glühend in des Hungers erlöschendem Feuer, wie Kohlen, die, vom Herd gefallen, ersterben.

„Dat arme Tier!“ murmelte Raffen.

„Holen Sie ihm Wasser, schnell!“ rief ich.

Jberg eilte fort und brachte gleich darauf Wasser in einem Blechnapf, den er aus der Kombüse geholt hatte. Er stellte den Napf vor dem Hund nieder; der knurrte bei seiner Annäherung, als er jedoch das Wasser gewahrte, reckte er den Kopf über des Toten Brust danach aus; er hatte jedoch nicht mehr die Kraft zu trinken; leise aufwinkend fiel er auf die Seite und starb vor unsern Augen neben seinem entseelten Herrn.

Der letztere mußte, nach dem Zuschnitt seiner Kleidung und der Art, wie er Haar und Bart trug, ein Yankee gewesen sein. Sein Gesicht war so gänzlich unmerklich, daß wir zu der Annahme gelangten, er habe vor wenigen Stunden noch gelebt.

„Dat wird der Kaptein gewesen sein,“ mutmaßte Raffen, Jberg aber fragte:

„Was soll jetzt geschehen, Stüermann? Wenn das Schiff hier eine Pesthöhle ist, dann kommen wir wahrscheinlich zunächst dran.“

„So schlimm wird's nicht sein, Peter,“ antwortete ich. „Vor allen Dingen wollen wir uns überzeugen, ob der Masten dicht ist.“

Wir fanden den eisernen Maststock bei der Pumpe und ließen ihn in den Soot hinab; das Schiff war dicht, denn obgleich es sicherlich während mehrerer Tage nicht lenzgepumpt worden war, enthielt der Soot doch nur wenig Wasser.

„Nun wollen wir die Luken abnehmen und sehen, was für Ladung im Raum ist,“ schlug ich vor.

Wir schauten in die Großflut hinein. Gerade unter uns lag nichts als Ballast, aber mehr nach vorn, im Schatten, gewahrte ich die Umrisse einer Anzahl weißer Kisten. Ich richtete mich wieder auf und überflog das Schiff mit den Blicken. Es war eine Bark von etwa zweihundertundfünfzig Registertons; aus der Entfernung war es uns größer erschienen, weil es so hoch aus dem Wasser lag. Sein Neusees, die Segel, wo wir es gefunden, die sieben Toten — mir kam ein Gedanke.

„Das Fahrzeug ist ein Amerikaner,“ sagte ich,

„und, wenn ich mich nicht gewaltig irre, ein westafrikanischer Trader. Nach dem leeren Raum zu urteilen, hat es sich auf der Heimreise befunden. Trifft das zu, dann hatte der Skipper seine Tauschartikel an den Mann gebracht, und dann müssen wir irgendwo, wahrscheinlich aber achtern im Deckhaus, eine kostbare Ladung vorfinden — Elfenbein, Gummi, Goldstaub und solcherlei Kram.“

Die beiden Matrosen starrten erst mich, dann sich selber gegenseitig an.

„Junge, Junge!“ schrie Raffen, sich auf die Kende schlagend. „Wenn sich dat so ausweisen thäte, Stüermann, un wir thäten wirklich Gold und Elfenbein hier an Bord finden, nich zu wenig natürlich, denn so gäbe dat ja ein banniget Vergeld, wenn uns dat gelänge un wir brächten den Kasten heil un sicher irgendwo binnen! Junge, Junge, reiche Leute würden wir ja!“

Die Furcht vor einer ansteckenden Seuche war vergessen. Eine Ladung, die eine Pest ausgebrütet haben könnte, führte das Schiff nicht. Die Mannschaft, deren Leichen wir gefunden, mußte einer jener tödlichen Fieberarten erlegen sein, die in Bonny, Gabun oder Benguela auftreten und den Seefahrern so oft verderblich werden.

Damals, in den sechziger Jahren, und auch schon früher, kamen zahlreiche Schiffe von Boston und andern amerikanischen Hafenplätzen, besonders auch von Salem, nach der afrikanischen Küste und trieben hier einen lebhaften und äußerst vorteilhaften Tauschhandel mit den Eingeborenen. Sie holten Goldstaub und Palmöl von der Goldküste, Elfenbein aus der Gegend des Gabunflusses, Gummi aus Benguela, edle Holzarten und Beanüsse von andern Küstenorten, und tauschten dafür alte Schießgewehre, Säbel, Flintensteine, messingene und kupferne Kessel, bunte Baumwollenzzeuge, Glasperlen, Tabak und andre Artikel aus.

Ich war fest davon überzeugt, daß auch dieses Schiff ein solcher Trader war. Es war aus Tannenholz gebaut und zwar ganz nach Art der scharfen, schnellsegelnden Yankeeclipper; und als ich zum Ueberfluß noch den Namen „Fanny Fern — Salem“ oberhalb der Deckhusthür las, da zweifelte ich nicht mehr daran, daß ein günstiges Geschick uns eine reiche Beute in den Weg geführt habe.

Ohne noch ein Wort zu sagen, ging ich wieder ins Deckhaus; Raffen und Jberg folgten mir auf dem Fuße. Im hinteren Teil befanden sich vier Kammern, auf jeder Seite zwei. Dieselben hatten jedwells dem Kapitän und den Steuerleuten, vielleicht auch dem Bootsmann und dem Segelmacher, als Wohngelege gedient. In den Kojen lagen Decken, an den Wänden hingen Kleidungsstücke, in jeder Kammer befand sich eine Seeliste nebst allerlei andern seemännischen Gerät. Das Gelaß des Kapitäns war leicht zu erkennen, zunächst an der feineren Ausstattung der Wände und der Decke, sodann aber auch an dem mit verschiedenen nautischen Instrumenten bedeckten Tisch, unter denen sich ein vortrefflicher Chronometer und ein ganz neuer Sextant befanden. An den Wänden standen zwei große, schwer mit Eisen beschlagene Kasten, mit Vorhängehaken versehen. Eine lange, braune Seeliste hatte ihren Platz unweit der Thür. Ich klappte den Deckel derselben auf; sie war angefüllt mit Kleidungsstücken und einem großen Vorrat von Blocktabak. Die Schiffspapiere, nach denen ich suchte, fand ich nirgends.

„Vielleicht liegen sie in ein' von die Kasten hier,“ bemerkte Raffen.

Jberg rüß und zerrte an den Vorhängehaken. Wir suchten nach den Schlüsseln, jedoch vergeblich.

„Der Tote, der da vorn im Hause liegt, ist jedwells der Kapitän gewesen,“ sagte ich endlich. „Gehen Sie, Jberg, und überholen Sie seine Taschen. Er wird die Schlüssel bei sich getragen haben. Sie, Raffen, springen an Deck, sehen nach unserm Boot und bringen mir Nachricht, ob etwa ein Segel in Sicht ist. Denn wenn wir mit diesem Schiff unser Glück machen sollen, dann müssen wir's ganz allein für uns behalten und dürfen keinen andern Menschen an Bord kommen lassen.“

Die beiden nickten sich grinsend zu und eilten mit halb unterdrückten Freudenrufen aus der Kammer.

Ich aber stand und betrachtete die beiden eisenbeschlagenen Kasten. Soeben noch war ich ein ruiniertes Mann, ohne eine andre Aussicht als die, fortan wieder das harte, elende Leben als Janmaat vor dem Mast zu führen; mit Schmerz hatte ich soeben noch an meine Mutter gedacht, die auf meinen Verdienst angewiesen war und deren berechnete Hoffnungen nun so unerwartet und so bitter geläuscht werden sollten, und jetzt hatte ich ein Schiff unter den Füßen, das sich mir und meinen Gefährten vielleicht so segensreich erweisen würde, als hätten wir miteinander eine Goldmine entdeckt.

Nur sachte! jagte ich zu mir selber, die Aufwallung bekämpfend, die mir das Blut heiß ins Gesicht trieb. Nur sachte! Es könnte sich herausstellen, daß die beiden Kasten leer sind und daß auch der Inhalt der Kisten unten im Raum nicht viel wertvoller ist als der Ballast, der die „Fanny Fern“ aufrecht erhält.

Nach wenigen Minuten kehrte Jberg zurück; er brachte mir einen großen Schlüssel, an dem eine Metallscheibe mit den Ziffern 1—2 hing.

„Einen Toten durchsuchen ist ein böses Stück Arbeit,“ sagte er, sich schüttelnd. „Das aber wird der Schlüssel sein, hoff' ich.“

Auch Laffen trat jetzt wieder ein.

„Das Boot liegt ruhig langseit, Stüermann,“ meldete er, „un in Sicht is nichts nich. Aber die Leichen müssen über Bord, die ganze Luft is ja voll von sie.“

Und auch er schüttelte sich, innerlich erschauernd. Der Schlüssel paßte zu beiden Schlössern.

Ich hob den Deckel des ersten Kastens; er war leer. Wir starrten hinein, alle drei mit dummen Gesichtern. Mir wurde schlecht zu Mute.

Run öffnete ich den zweiten Kasten.

„Aha!“ rief Julius Laffen, einen langen Hals machend.

Wir sahen eine ganze Anzahl winziger Fäßchen, sorgfältig in Reihen verstant. Ich nahm eins davon in die Hand; es war schwer, wie Gold. Jedes der kleinen Dinger, die ziemlich roh aus einem weichen Holz hergestellt waren, faßte ungefähr ein halbes Quart. Ich brach das eine mit meinem Taschenmesser auf — es war bis an den Rand mit Goldstaub gefüllt. Nun hob ich eins nach dem andern prüfend auf; sie waren alle von gleichem Gewicht.

„Nee, Stüermann — is dat wirklich Gold?“ rief Laffen, die hornigen Fäuste gegeneinander pressend.

„Ja, Julius, reines Gold,“ antwortete ich, selber halb verduht vor Erstaunen und Freude.

„Wieviel mag die ganze Bescherung wohl wert sein?“ fragte Jberg, der sich mit auf den Knien gestützten Händen über den Kasten beugte.

„Soviel ich gehört habe, gilt die Unze Goldstaub ungefähr vier Pfund Sterling,“ versetzte ich.

„Dunnerschlag!“ schrie Laffen. „Un die Masse lütte Tonnen, alle voll!“

„Wir müssen das Schiff binnen bringen, es koste, was es wolle!“ rief ich, ganz außer mir vor Erregung.

„Was mag in dem kleinen Kasten da sein?“ forschte Jberg und deutete auf ein Kistchen von rötlichem Holz, das, von den Fäßchen umgeben, in der einen Ecke stand.

Das Kistchen war nicht verschlossen; es enthielt eine Menge Goldklumpen von verschiedener Größe und Gestalt, darunter roh gearbeitete Ringe von demselben Metall, Schmuckgegenstände, wie ich später erfuhr, die einst Könige und deren Weiber getragen hatten, und die man nicht selten in dem Sand der Flüsse fand, die aus den Goldgebirgen herab ins Meer strömten.

Wenn sich auch weiter nichts Wertvolles an Bord der „Fanny Fern“ aufstöbern ließ, der Inhalt dieser Kiste allein hätte hingereicht, uns alle drei zeitlebens zu reichen Leuten zu machen, auch wenn wir hundert Jahre alt würden. In überströmender Freude ergriff ich die Hände meiner Gefährten.

„Maaten,“ rief ich, „ihr habt meinethwegen euer Leben aufs Spiel gesetzt, und ich habe mich immer gefragt, wie kannst du den braven Kameraden danken und wie wird diese abenteuerliche Fahrt enden? Da — dieser Kasten giebt mir die Antwort, ganz abgesehen davon, was unten im Raum noch stecken mag. Maaten, ich preise Gott im Himmel dafür, daß er uns dieses Brad gesendet hat, denn es brachte unser aller Glück! Dazu aber ist nötig, daß wir das Schiff sicher in einen Hafen führen. Jetzt gilt es, zu zeigen, was drei deutsche Seeleute zu leisten im Stande sind!“

Beide drückten mir schweigend die Hand. Darauf schloß ich den Kasten zu, und wir begaben uns hinaus an Deck.

Unsre dringendste Aufgabe war, die Leichen zu beiseitigen und das Schiff so gründlich als möglich zu desinfizieren. Sollte dasselbe doch fortan unser Heim sein, vielleicht auf lange Zeit, denn es hatte nur noch einen einzigen brauchbaren Mast, und seine gesamte Mannschaft bestand aus drei Köpfen.

Laffen holte den armen, verendeten Hund und warf ihn über die Reeling. Der Zustand der menschlichen Leichen, die des Kapitäns ausgenommen, war derartig, daß an ein regelrechtes, feierliches Begräbnis nicht gedacht werden konnte. Wir nahmen noch eine Uhr, ein Taschenbuch, ein Messer und eine kleine Summe in amerikanischem Geld aus den Taschen des Schiffers, dann befestigten wir eine Eisenkette, die zum Großmarsfall gehört hatte, als Beschwerung an seinen Füßen und senkten ihn über Bord. Zugleich bat ich Gott mit lauter Stimme, er wolle der Seele des armen Seemanns gnädig sein, und mit derselben Fürbitte übergab ich auch die übrigen Toten dem blauen Meeresgrabe.

Von Westen her wehte ein leichter Wind, kein Wölkchen schwebte unter dem Himmel, und die klare, scharfe Horizontlinie zeigte nirgends eine Unterbrechung.

Die an Deck vorgefundenen Leichen waren bestattet, aber noch hatten wir das Matrosenlogis nicht untersucht. Vorsichtig stieg ich durch die enge Klappe hinab, darauf gefaßt, da unten einem neuen erschütternden

den Anblick zu begegnen. Das aber sollte mir erspart bleiben. Heiß war es in dem engen Gelaß, heiß und dumpfig, aber die Luft erwies sich so rein, als man es an solch einem Ort nur immer verlangen konnte. Die Kojen waren alle leer; ich atmte erleichtert auf. Die Einrichtung war die gewöhnliche: Decken und Strohsäcke in den Kojen, einige Seefisten und hier und dort ein am Nagel hängender Delrock.

Zufrieden mit dem, was ich hier gesehen, stieg ich wieder an Deck, und nun machten wir uns daran, das Fahrzeug zu desinfizieren und zwar mit Hilfe von brennendem Pech und kochendem Teer. Beide Ingrezienzen waren bald gefunden, und während die Kessel in der Kombüse auf langsamem Feuer standen, besichtigten wir die übrig gebliebene Takelung.

Fockmast und Bugspriet mit dem gesamten Vorgeschirr befanden sich völlig in Ordnung, hinten aber war alles zerstört.

„Bei gutem Winde könnten wir wohl so einigermaßen entlang kommen,“ sagte ich zu meinen Gefährten, „allein wir werden leider nicht viel guten Wind kriegen. Wir müssen daher den Fockmast durch Stagen und Pardunen nach Möglichkeit befestigen und mit einem Segel versehen das uns helfen muß, wenn der Wind nach vorn schraakt. Und nun die große Frage: Wohin sollen wir steuern? Das nächste Land sind die Kanarischen Inseln, aber ich traue den spanischen Behörden nicht; sind wir erst in deren Händen, dann bleibt nicht viel Vergeld für uns übrig.“

„Dat is richtig, Stüermann,“ nickte Laffen, „die verfligten Spaniolen würden uns ja wohl rein utplündern un uns nich so viel als dat Hemd aufs Leib gönnen.“

„Ich schlage vor, wir versuchen, einen deutschen Hafen zu erreichen,“ meinte Jberg.

„Das wäre eine lange Reise,“ versetzte ich, an dem isolierten Fockmast emporblickend.

„Das ist schon recht, aber sie kann gemacht werden,“ beharrte der Matrose, „und Sie wissen doch sicherlich den Weg zu finden, Stüermann.“

„Den Weg finde ich leicht,“ antwortete ich, „allein es fragt sich, ob das Schiff ihn wird laufen können.“

„Wat zu machen is, wird gemacht, Stüermann,“ sagte Laffen. „Dat heißt, von uns dreien ganz allein wird's gemacht. Kommen noch mehr dazu, denn so wollen die auch Anteil ans Vergeld, un je mehr dat da kommen, desto weniger bleibt für uns, un weil uns, die wir die ehrlichen Finder sind, das Vergeld ganz allein zusteht, so will ich auch keinen Penning nich davon missen.“

Ich überlegte eine Weile.

„Gut,“ sagte ich dann, „so soll's sein. Wir versuchen, das Schiff in einen deutschen Hafen zu bringen.“

Die beiden Matrosen schwenkten ihre Rappen und riefen ein fröhliches Hurra; darauf brachten wir je einen Kessel mit Pech in das Deckhaus und das Logis, ließen den dritten in der Kombüse und schlossen sämtliche Thüren, Fenster und Lugen, um den beizenden Qualm gehörig seine Wirkung üben zu lassen.

Nachdem wir das über Bord schleppende Lautwerk gekappt hatten, untersuchten wir das Ruder und fanden alles in gutem Zustand; der Kompaß aber funktionierte nicht mehr, der Blichschlag mußte wohl den Magnetismus vernichtet haben. Das hatte jedoch nicht viel auf sich; in der Kapitänskammer befand sich, wie ich bemerkt hatte, ein zweiter Kompaß, ein sogenannter „Spion“, und außerdem gehörte zu unsrer Bootsausrüstung ebenfalls ein Kompaß.

Laffen und Jberg schafften die von der „Salacia“ mitgebrachten Gegenstände und Vorräte an Bord, und dann ließ ich das Boot treiben, da die „Fanny Fern“ selber mit zwei guten Booten ausgerüstet war.

Noch einmal prüften wir den Fockmast mit seinen Stengen und dem ganzen stehenden und laufenden Gut gründlich von oben bis unten, dann setzten wir das Bramsegel, brachten die Rahen an den Wind und legten das Fahrzeug auf nördlichen Kurs. Die Segel begannen zu ziehen, und die „Fanny Fern“ schob langsam entlang. Wir versuchten es nun mit dem Vortstengsegel und dem Außenklüver, da aber fiel sie sogleich ab, so daß wir diese Segel wieder fortnehmen mußten.

So waren die ersten Nachmittagsstunden herangekommen; wir stärkten uns durch eine Mahlzeit aus dem mitgebrachten Proviant und machten uns dann an die Befestigung des Fockmastes. Gegen fünf Uhr hatten wir denselben nicht nur ausreichend gestagt, sondern auch einen Block aufgebracht und mit dessen Hilfe einen großen Klüver als Notsegel gesetzt. Bald frischte auch der noch immer westliche Wind ein wenig auf, und nun hatte ich die Genugthuung, dieses Segel treffliche Dienste leisten zu sehen; wir konnten jetzt schärfer anbrassen und auch das Vortstengsegel nebst dem Außenklüver setzen. Unter dieser Leinwand und dem Großstengsegel gehorchte der Klipper dem Ruder so willig, als führe er noch die ganze Takelung; wir warfen das Log, und als wir volle sechs Knoten Fahrt

feststellen konnten, da brachen meine Matrosen in ein Freudengeschrei aus, in das ich fröhlich einstimmt.

Jetzt aber sehnten wir uns nach Ruhe. Die Hitze, die Tagesarbeit und die Schlaflosigkeit der beiden letzten Nächte hatten uns hart mitgenommen, so daß wir darauf verzichteten, heute noch den Schiffsraum zu überholen. Wir küsteten das Deckhaus und machten es uns, nachdem wir den Kajütenproviant aufgestöbert hatten, darin bequem. Es wurde verabredet, wie der Ruderführer wahrgenommen und die Wachen gegangen werden sollten: ein Mann steuerte, der zweite hielt Ausguck und der dritte ruhte auf seinem Lager unmittelbar neben der Thür, um gleich bei dem ersten Ruf an Deck springen zu können.

Auf diese Weise verging die erste Nacht. Bis acht Uhr abends hatten wir noch beim Ruder an Deck gesessen, unsre Pfeifen rauchend und über die Ereignisse des Tages plaudernd. Es kam uns alles so traumhaft vor, die Wendung unsers Geschicks, die Auffindung des Goldschates; so saßen wir und redeten und blickten hinaus zu der bleichen, in der Dunkelheit verschwimmenden Masse des Segelwerks im Vortopp, die, von dem Nachthauch gefüllt, so regungslos stand, wie aus Marmor gemeißelt, und die doch so brav ihre Arbeit that, was aus dem Riefeln des Wassers langseit zu vernehmen war.

Um Mitternacht passierte uns ein großes Vollschiß. Es zog geräuschlos vorüber, wie ein Phantom, und so nahe, daß wir seine Glocke ganz hell und deutlich acht Glasen schlagen hörten. Der Fremde nahm keine Notiz von uns; aber hätte er dies auch gethan und uns vielleicht seinen Beistand angeboten, so hätten wir doch jede Hilfeleistung abgelehnt, denn wir waren fest entschlossen, die „Fanny Fern“ selbst in den Hafen zu bringen und das Vergeld allein zu verdienen.

In der Frühe des nächsten Morgens stiegen Laffen und ich, nachdem wir den Soot gepeilt und keine Wasserzunahme gefunden hatten, mit Hammer und Stemmeisen bewaffnet, in den Raum hinunter; Jberg blieb am Ruder. Zuerst machten wir uns über die Kisten her, die vor der Großluf verstant waren. Dieselben enthielten Trud- (das heißt Tausch-) Gegenstände, wie Kessel, Stiefel und Schuhe, Nadeln, Pulverflaschen, Tabak und dergleichen. Daraus, daß dieser Vorrat noch vorhanden war, entnahm ich, daß die „Fanny Fern“ in Gile und Ueberstürzung die afrikanische Küste verlassen hatte, ohne Zweifel, weil die Krankheit ausgebrochen war, der die unglückliche Besatzung trotz alledem erliegen sollte. Außer diesen Kisten fanden wir im vorderen Raum auch noch Fässer mit Rum und eingesalzenem Rind- und Schweinefleisch, Vorräte, die, wie man mir später sagte, ebenfalls im Verkehr mit den Eingeborenen zur Verwendung gelangen sollten.

Im hinteren Raum entdeckten wir eine große Menge Elefantenzähne und viele Fässer voll Palmöl. Den Wert der kleineren Zähne kannte ich nicht, hörte aber später, daß das Pfund davon mit vier Schilling englischen Geldes bezahlt würde; die großen Zähne galten zwischen fünf und zwanzig und dreißig Pfund Sterling das Stück.

Ich will die Freude, mit der dieser neue Fund uns erfüllte, nicht zu schildern versuchen, nur so viel möchte ich behaupten, daß es noch niemals einem armen Steuermann und zwei simplen Janmaaten eingefallen ist, solch einen urplötzlichen Glücksfall mitten auf hoher See auch nur für möglich zu halten. Wir gingen wieder an Deck und erstatteten Peter Jberg Bericht; darauf setzte ich mich hin, suchte Bleistift und ein Stück Papier hervor und versuchte überschläglich auszurechnen, wie hoch die an Bord befindlichen Wertgegenstände wohl zu veranschlagen seien; unser freudiges Erstaunen war groß, als sich eine Summe ergab, die, in preussischen Thalern ausgedrückt, uns einfach fabelhaft erschien.

Drei Tage darauf gerieten wir in eine Bö, die uns unser Notsegel forttrieb und der auch beinahe die Vortstengstange zum Opfer gefallen wäre. Dann schraakte der Wind herum und wehte, wenn auch nur schwach, von vorn, viele Tage lang, so daß ich schließlich in halber Verzweiflung den Vorschlag machte, nach Madeira zu steuern, da wir uns gerade nördlich von dieser Insel befanden. Meine Gefährten waren jedoch einstimmig dagegen; eher wollten sie noch auf den Kanarischen Inseln landen, denn dort saßen die Spanier, wogegen Madeira sich im Besitz der Portugiesen befand.

„Un die Portugiesen, Stüermann,“ sagte Laffen, „dat sind Spizbuben un Banditen und Snurrers, wenn die dat Gold sehen un dat Elfenbein un dat Palmöl, denn so schmeißen sie uns einfach in ein stinkiges Loch un lassen uns da verkaufen und von die Ratten upfreten, bloß damit dat sie uns ungestört utplündern können.“

Wir krochen also weiter, so gut es eben gehen wollte; wir hatten ein andres Notsegel aufgebracht, aber dennoch war und blieb es ein mühseliges Stück Arbeit, so mühselig und aufreibend, daß ich oft ganz verzagt wurde und sicherlich das erste beste Schiff um Hilfe gebeten hätte, wenn eins in Rufweite gekommen wäre.



Die neue Pfeife. Nach dem Gemälde von Franz von Desregger.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Ein ungeheurer Gaiß. Zeichnung von Stanley Berkeley.

Wir bekamen eine Menge Fahrzeuge in Sicht, während wir uns langsam nach Norden hinaufarbeiteten; einige davon signalisierten uns; da die „Fanny Fern“ aber weder Signalflaggen noch Roder an Bord hatte, so vermochten wir jene Signale auch weder zu lesen noch zu beantworten.

Einmal, in einer Windstille, kam von einer großen englischen Schonerjacht, die eine halbe Seemeile von uns entfernt lag und ihre schneeweißen Segel in dem regungslosen Wasser spiegelte, eine elegante Sig zu uns herüber, um zu fragen, ob wir irgendwie in Not seien und der Hilfe bedürften. Wir hatten jedoch während der letzten Tage eine ausnahmsweise zufriedensstellende Fahrt gemacht, und da die gegenwärtige Stille unser Vertrauen, an Bord der „Fanny Fern“ gesund und munter einen heimatischen Hafen zu erreichen, vorläufig auch nicht erschütterte, so lehnten wir den angebotenen Beistand höflich dankend ab.

Die Sig aber schien sich gar nicht von uns trennen zu können; der Eigentümer der Jacht, ein feiner Herr, der in eigener Person die schmutzen, roten Ruderleinen führte, war neugierig wie eine Elster und stellte Fragen über Fragen, so daß ich ihm endlich unsere erfundene Geschichte erzählen mußte; selbstverständlich aber erwähnte ich nichts von dem an Bord vorgefundenen Gold und Elfenbein. Wir sagten ihm, daß wir das Schiff zu bergen beabsichtigten, um den Vergelohn zu erlangen, und das war ja soweit auch die Wahrheit.

Der Gentleman kehrte zu seinem Fahrzeug zurück; nach einer kleinen Weile aber erschien das Boot zum zweitenmal und brachte uns eine Menge Zigarren und eine Kiste mit zwölf Flaschen Champagner, als Geschenk von dem Besitzer der Jacht, Lord X.

Genau zwei Monate und zehn Tage nach unserer Flucht von der „Salacia“ erreichten wir den Eingang des Englischen Kanals. Die Hoffnung, einen deutschen Hafen anlaufen zu können, war jedoch inzwischen geschwunden. Im Busen von Biskaya hatten wir schlechtes Wetter gehabt, wodurch unser Vorgesicht in einen solchen Zustand geraten war, daß wir jetzt nur noch bemüht waren, den allernächsten Hafen zu gewinnen, und als solcher erwies sich der von Brest. Ein englischer Plag wäre uns lieber gewesen, allein der hartnäckig nördliche Wind ließ uns keine Wahl, und so steuerten wir denn der französischen Küste zu.

Auf dem Weg dorthin trafen wir einen englischen Luggen mit vier Mann an Bord, Fischer aus dem berühmten Küstenort Deal, die sich, nach ihrer Gewohnheit, auf der See herumtrieben, auf der Suche nach Geldverdienen, gleichviel, welcher Art. Die Kerle hatten sogleich unsere Lage erkannt und wollten nun mit aller Gewalt zu uns an Bord. Ich rief ihnen zu, daß wir sie nicht brauchten, daß wir unser Schiff ganz allein hantieren könnten.

„No, no!“ schrie der am Ruder des Luggers stehende Mann zurück, „you are only three hands, you'll want help!“ (Nein, nein, ihr seid nur drei, ihr braucht Hilfe.)

Kam einer von den Kerlen an Bord, so erlangte er dadurch den gleichen Anspruch wie wir auf einen Teil des Vergelohns; das durfte nicht sein; wir hatten die „Fanny Fern“ unter Gefahren und Mühen so viele hundert Meilen weit hergebracht und wollten nun auch unsern Lohn unverkürzt haben.

„Wer hier über die Reeling zu kommen versucht, der fliegt ins Wasser!“ antwortete ich.

Sie stierten mich an, taxierten meine Körperkraft und die mögliche Wirkung des schweren, eisernen Koffeernagels, den ich in der Rechten schwang, hingen ein wenig im Wind, und dann segelten sie davon, jedoch nicht, ohne uns mit einem wahren Sturm der wüsten Verwünschungen zu überschütten.

Die felsige, von zahlreichen Felsen gekrönte Küste der Bai von Brest lag in Sicht. Es hatte uns unsägliche Mühe gemacht, den Anker an den Kranbalken zu bringen, jetzt aber hing er da, klar zum Fallen.

Es war an einem Donnerstag, um die Mittagszeit, als wir in dem Handelshafen der alten Felsenstadt zu Anker gingen, nach einer Reise, die uns wahrlich recht oft unerträglich lang erschienen war, die aber in Wirklichkeit und unter den obwaltenden Umständen als ein Navigationsstückchen gelten konnte, dessen wir uns nicht zu schämen brauchten.

Mein erster Gang an Land galt dem preußischen Konsul, dem ich alles der Wahrheit gemäß berichtete. Der begleitete mich zum Konsul der Vereinigten Staaten, und noch an demselben Tag kamen beide Herren mit einigen Beamten der Hafenbehörde an Bord der „Fanny Fern“, um das Schiff und die geborgene Ladung abzuschätzen.

Es dauerte vier volle Monate, ehe die Sache zu Ende kam. Während dieser ganzen Zeit wohnten wir an Bord und lebten von den Vorschüssen, die der amerikanische Konsul uns auszahlte.

Der Wert der Ladung und des Schiffes wurde auf hundertachtundzwanzigtausend Dollars berechnet, der auf uns drei entfallende Vergelohn betrug achtundzwanzigtausend Dollars; vierzehntausend Dollars kamen auf mich und je siebentaufend auf Rassen und Jberg.

Lassen reiste nach Hause, kaufte einen Erwer und betrieb fortan die Küstenschiffahrt in der Ostsee. Er soll ein Mann von Ansehen und Gewicht in seiner Vaterstadt Schleswig geworden sein.

Von Peter Jberg hörte ich nach Jahren, daß er in einer thüringischen Stadt ein Kaufmannsgeschäft begründet habe und sich sehr wohl dabei befände.

Ich aber suchte mit meinem Gewinn mein Mütterlein auf und verhielt mich bei ihr eine Zeit lang ganz still, um abzuwarten, ob Kapitän Scudder, dem meine Heimat aus den Anmusterungspapieren bekannt war, etwas von sich hören lassen würde. Zwar fürchtete ich mich jetzt nicht mehr so sehr wegen der Zukunft, allein es wäre mir doch recht unangenehm gewesen, wenn die englischen Behörden sich mit denen meiner Heimat wegen meiner Desertion und der dieselbe begleitenden Umstände in Verbindung gesetzt hätten.

Diese Besorgnis erwies sich als unbegründet. Ungefähr acht Monate nach meiner Heimkehr erfuhr ich durch einen deutschen Steuermann aus London, daß die „Salacia“ daselbst binnen gekommen war, und zwar unter der Führung des Obersteuermanns Hollins. Kapitän Scudder war noch während der Ausreise, kurz nach meiner Flucht, von seinem Geschick ereilt worden. Er hatte den Zimmermann beschuldigt, mit mir im Einverständnis gewesen zu sein, und war dabei in seiner Wut dem Mann so gewaltthätig zu Leibe gegangen, daß dieser zur Notwehr schreiten mußte. Hierbei hatte der Schiffer einen Schlag erhalten, an dessen Folgen er starb. Der Zimmermann war in Adelaide wegen Totschlags vor Gericht gestellt, aber freigesprochen worden, da die gesamte Besatzung und auch die fünf Passagiere einstimmig zu seinen Gunsten Zeugnis abgelegt hatten.

So war ich meines Anklägers ledig geworden. Auf meinen späteren Seefahrten als Steuermann und Schiffer habe ich noch manches Abenteuer erlebt, das hier geschildert aber ist das einzige gewesen, das mir noch etwas andres als bloße Erfahrungen eingebracht hat.

Ein ungebetener Gast.

(Bild S. 165.)

Die vier Jagdgefährten auf unserm Bild hatten es sich eben so schön bequem gemacht! Ueber dem improvisierten Herdfeuer brodelt der Kessel, sicher etwas Gutes bergend, vor ihnen auf ausgebreitetem Tuch stehen allerlei Herrlichkeiten, in den vollgefüllten Beckern spiegelt sich der Mond, und leise rauschend zieht der Riger seine Bahn. Sie stoßen an: Auf die Heimat! Ein helles Klingen — und nun frisch zur Attacke mit dem Appetit von Männern, die sich den ganzen Tag im Busch und Dickicht herumgeschlagen.

Da, horch! Was ist das? — Es kracht und bricht im hohen Köhricht, es braust und schraubt, und aus Ufer steigt auf plumpem Fuß eine formlose, rotbräunliche Masse, ein Klacken öffnet sich, ein ungeheurer, mit wulstigen Lippen und furchigen Rinnladen. Ein Gebrüll ertönt, ein tiefes, weithin hallendes, wie aus großer, hoher Tonne kommend.

Allgemeines Aufschreien und Sicherschlagen empfängt den ungebetenen Gast; man stürzt zu den Gewehren, die Jagdlust erwacht aufs neue. — Wer schließlich den schönen gebratenen Vogel des Menüs verzehrte, das Rilsperd oder die Jäger, haben wir leider nicht erfahren; wir hoffen aber, daß er den letzteren verblieb — als Nachtisch.

Die neue Pfeife.

(Bild S. 164.)

Dem Ramseder von Wolfenhop ist schon mancherlei begegnet, was gerade nicht angenehm ist. Einmal hat ihm der Stier ein paar Rippen abgedrückt, dann ist er ein andermal vom Heuboden heruntergefallen und hat sich ein paar Zähne eingeschlagen; das ärgerte war, daß ihn eines Tages ein fallender Baum erwischte und einen Fuß abgeschlagen hat. Von Kleinigkeiten, wie zum Beispiel einem halb abgeschnittenen Finger, einigen Lähern im Kopf und dergleichen redet man ohnehin gar nicht. Alles hat er mit Geduld ertragen; die Rippen sind wieder zusammengewachsen, die Zähne hat er entbehren können und der Fuß ist auch mit der Zeit wieder heil worden. Aber vor einiger Zeit ist ihm etwas viel Ärgeres passiert. Beim Scheiterleben ist der Keil heraus und dem Ramseder gerade ins Gesicht geflogen, daß ihm die Funken nur so zu den Augen herausgesprungen sind, und zum Unglück hat er gerade seine schöne Porzellanpfeife im Mund gehabt, und die ist in lauter Scherben zusammengebrochen. Das war ein Jammer, schier zum Verzweifeln! Er war gewohnt, in der Früh die Pfeife anzuzünden und sie wie einen Hosen in Brand zu erhalten, solange das Heizmaterial vorhielt. Jetzt hatte er die ganze Tabaksladung voll des schönsten „Kornähr“ und keine Pfeife! Weinen hätte er können vor Bohn und Trauer, und es kamen ein paar böse Tage in die Familie. Nichts konnte man ihm mehr recht machen, bald war das „Mus“ zu „Spehr“, dann wieder die Suppe zu wenig sauer — kurz, es war ein wirkliches Elend, das die arme Frau mitzutragen hatte. Zum Glück ist endlich eine „Leich“ ausgekommen, das heißt eine Vase in Stanzheim hat das bißchen Geist ausgegeben, das sie gehabt hat, und die Ramsederin hat als Klägerin dabei sein müssen, wie die Vase zur ewigen Ruh' bestattet worden ist. Diese Gelegenheit hat die brave Frau benutzt, um im Dorf unten eine neue Pfeife für den Mann zu kaufen. Teuer war's, aber dafür war's auch eine rare Pfeife. Ein Gamsbock war auf den Majerkopf hinaufgeschmigt, so natürlich, daß man schier gemeint hätte, er wäre lebendig; dann war ein langes Rohr dran, so

wie ein Brunnenleitungsrohr. Das war eine Ueberraschung! Ein solcher Beweis ehelicher Liebe und Treue verdient eine besondere Anerkennung, und der Ramseder hat dem braven Weib wirklich ein aufrichtiges Bussi dafür geben. Dann ist sie angezündet worden — die Pfeife nämlich, und bei der feierlichen Eröffnung des neuen Hosenrohrs war die ganze Familie anwesend; er stillvergügt, sorgenlos und zufrieden, wie nur ein Millionär sein kann; sie stolz auf ihren Einkauf und glückselig vor Vergnügen, ihm eine solche Freude gemacht zu haben; und erst die Vuben! Der kleinere, der Hans, hat besonders wichtig, weil er dem Vater helfen mußte, die neue Pfeife zu stopfen, und der größere, der Toni, schaute mit einem gewissen Verständnis zu, daß ihm nichts entgehe von der ganzen Prozedur, denn nächstens, wenn einmal der Vater im Stall oder auf dem Heuboden ist, dann wird er's wohl selber einmal probieren, wie die Geschichte schmeckt; gut muß das Rauchen sein, denn sonst war' der Vater und alle Männer nicht gar so darauf aus!

B. Kaufmannegger.

Dekorierte Frauen.

Skizzenblatt

von

Ernestine Schlayer.

(Mit einem Tableau auf Seite 168.)

Die Frauen haben sich häufig darüber beklagt, den Männern in jeder Beziehung nachstehen zu müssen und keines jener hohen Rechte zu besitzen, deren sich diese seit jeher erfreuen. Das ist nun nicht ganz richtig, denn das Recht auf öffentliche Auszeichnung respektive sichtbare Anerkennung ihrer Verdienste besitzen die Frauen immer. Man hat sie gleich den Männern mit Kränzen aus Blumen, Gold oder Silber, den Vorläufern unsrer Orden, bedacht, mit Gnadenketten und Ehrengewändern geschmückt, wenn sie es verdienten, und schon im Jahre 1443 hat Markgraf Friedrich II. von Brandenburg, zubenannt der Eiserne, eine auch für Frauen bestimmte Auszeichnung, den Schwanenorden, gestiftet, der, in den Stürmen der Zeit in Vergessenheit geraten, vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erneuert wurde.

Die Form dieses Frauenordens ist ganz in den christlichen Symbolen des Mittelalters gehalten. Die Kette besteht an dem Exemplare, welches Friedrich Wilhelm IV. nach alten Denkmälern anfertigen ließ, aus vierundzwanzig Schaken mit vierundzwanzig Herzen. An dieser Kette hängt an einer goldenen Rosette eine Sonne mit doppelten Flammen, und in der Mitte derselben das Brustbild der Muttergottes mit dem Jesuskinde auf dem Halbmonde. Darunter hängt in einer kreisrunden Binde ein Schwan. Unten ist über die Binde ein Tuch gelegt, an dessen beiden Enden sieben Glöckchen an Ketten hängen. Das Ordenszeichen ist durchaus von Gold, mit Ausnahme der roten Herzen.

Von den allerersten Besitzerinnen des Schwanenordens haben wir keine Kunde, und aus der Neuzeit ist auch nur bekannt, daß diese Auszeichnung Friedrich Wilhelms Gemahlin, Königin Elisabeth, mit der Bestimmung verliehen wurde, die kostbare Ordensdekoration habe von der jeweiligen preussischen Königin getragen zu werden. Sehr merkwürdig daher, daß sie nicht auch an die Königin, nachmals Kaiserin Augusta, gelangte, deren Brust bekanntlich fünfzehn Damenorden schmückten. Und zwar waren dies: Der königlich sächsische Sidonienorden, der spanische Orden der Königin Marie Luise, die portugiesischen Orden der heiligen Ihabella und von Villa Vicosa, der preussische Luiseorden vom Jahre 1813—14, derselbe Luiseorden und das Eiserne Kreuz für Krankenpflege zusammen an einem Bande, das mexikanische Verdienstkreuz, identisch mit dem San Carlos-Orden für weibliche christliche Tugenden der Barmherzigkeit, Demut und Frömmigkeit, gestiftet von Charlotte, Kaiserin von Mexiko und nach ihrem Namenspatron, dem heiligen Carolus Borromäus, Kardinal-Erzbischof von Mailand, genannt, ferner das bairische Sanitäts-Militärverdienstkreuz, das württembergische, badische, russische und rumänische Verdienstkreuz, die Medaille für Nichtkombattanten 1870—71, das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande, und die goldene Medaille mit dem Brustbilde der Königin von England zur Erinnerung an deren fünfzigjähriges Regierungsjubiläum 21. Juni 1887. Hiervon waren jedoch nur die sieben erstangeführten unzweifelhaft Damenorden, die andern Dekorationen wurden auch an Männer verliehen.

Heute giebt es übrigens nur noch elf Damenorden, wovon der österreichische Sternkreuzorden der zweitälteste ist, da er von Kaiserin Eleonora, Gemahlin Kaisers Ferdinand III., bereits am 18. September 1668, und zwar aus einem ganz besonderen Anlaß gestiftet wurde. Im Februar 1668 war nämlich in der Wiener Hofburg ein verheerender Brand entstanden, der die Kaiserin mit ihren Töchtern bei einer Andachtsübung überraschte und in die größte Lebensgefahr brachte. Die Entschlossenheit eines Kammerdieners rettete sie aus derselben; eine der Kaiserin sehr werthe Reliquie, ein in Gold gefaßter Splitter von dem Kreuz Christi, blieb jedoch an der Andachtsstätte zurück und wurde

unter glühendem Schutt und Trümmern begraben. Die Kaiserin war darob sehr betrübt und außerordentlich bewegt, als die Reliquie nach fünf Tagen bei Abräumung der Brandstätte unverseht wiedergefunden wurde.

Die fromme Dame erblickte hierin ein Wunder und fühlte sich gedrängt, das Andenken an dasselbe in irgend einer Weise zu verewigen. Nach längerem Sinnen faßte sie den Entschluß, einen Orden für adlige Damen zu stiften und Sternkreuzorden zu nennen, was denn auch geschah. Ursprünglich wurde dieser Orden nur an Damen verliehen, die sich durch besondere Frömmigkeit ausgezeichnet hatten, mit der Zeit jedoch sind bei Verleihung des Sternkreuzordens auch andre Verdienste maßgebend geworden.

Doch hat man bis heute daran festgehalten, diese Auszeichnung nur an vermählte Damen des In- und Auslands und zwar an den Tagen der Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung zu erteilen. Das Ordenszeichen ist ein schwarz emaillierter Doppeladler, belegt mit einem rot emaillierten Kreuze, mit einem goldenen, einem blauen und zwei feinen goldenen Rändern. Der Adler hat eine blau emaillierte goldene Umrahmung, durch welche oben ein weiß emailliertes Band mit der Aufschrift: „Salus et gloria“ (Heil und Ruhm) gezogen ist. Dem Orden, der an der linken Brust getragen wird, fehlt selbsterweise der Stern. Uebrigens geht die Sage, daß er nach dem Sternkreuz am südlichen Himmel benannt worden sei. Ihre Majestät, die jeweilige Kaiserin von Oesterreich, ist die höchste Schutzfrau dieses Damenordens, dessen Gedächtnis alljährlich am 3. Mai in der Wiener Hofburgkapelle gefeiert wird.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt auch der portugiesische Damenorden der heiligen Isabella, der in Gestalt von Groß- und Kleinkreuzen verliehen wird, und dessen Großmeisterin die jeweilige Königin von Portugal ist. Zuletzt wurde das Großkreuz dieses Ordens der Gemahlin des Präsidenten der französischen Republik, Madame Carnot, verliehen, wie denn überhaupt bei Zuerkennung dieses Ordens mehr die Höflichkeit als öffentliches Verdienst maßgebend zu sein scheint. Uebrigens giebt es in Portugal noch einen in einem großen Sterne bestehenden Damenorden von Villa Vicoja.

Auch Spanien besitzt schon seit 1792 einen und zwar den von der Königin Marie Luise gegründeten, nach ihr benannten Damenorden.

In Frankreich jedoch existiert merkwürdigerweise bis heute nur eine Ordensdekoration für beide Geschlechter, nämlich das Kreuz der Ehrenlegion, und selbst da setzte Napoleon bei seiner Stiftung im Jahre 1802 fest, daß Frauen ausgeschlossen seien. Erst im Jahre 1808 entschloß sich der Kaiser, zu Gunsten einer Dame, die sich im Krieg ausgezeichnet hatte, von dieser Regel abzuweichen. Sie hieß Virginie Ghesquiere und war ein junges Mädchen, das ihr Geschlecht verheimlichte und an Stelle ihres schwachen Bruders ins Militär trat. Sie errang sich bald mehrere Grade und rettete einem Obersten das Leben, wobei sie schwer verwundet wurde. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß der Sergeant eine Frau sei. Als Napoleon davon hörte, verlieh er ihr die Ehrenlegion. Bald darauf wurde Marie Schelling, eine Belgierin, mit demselben Orden dekoriert. Sie hatte sich aus Lust zur militärischen Laufbahn in die Reihen der französischen Armee aufnehmen lassen, bei Jemappes, wo sie sechs Säbelhiebe erhielt, dann bei Jena und Austerlitz gekämpft, wo sie ebenfalls zweimal verwundet wurde. Im Jahre 1806 wurde sie Unterlieutenant und, als ihr Geschlecht durch Zufall zu Tage kam, mit der erwähnten Auszeichnung sowie einer ansehnlichen Pension entlassen.

Die dritte Besitzerin der Ehrenlegion war Madame Abicot de Ragis, eine heroische Frau, die im Kampf mit drei Uebelthätern, welche das Pariser Stadtarchiv in Brand setzen wollten, erstaunliche Proben von Mut abgelegt hatte. Im Jahre 1815, kurz vor seinem endgültigen Sturz, schmückte Napoleon I. die Brust einer barmherzigen Schwester Napoleons, Martha mit dem Kreuz der Ehrenlegion, dann aber wurde man in Frankreich betreffs der Dekorierung verdienstvoller Frauen anderer Ansicht, und erst am 27. Februar 1852 erfolgte wieder eine Ernennung, und zwar die der barmherzigen Schwester Rosalie zum Ritter der Ehrenlegion, worauf nach einer abermaligen Pause von mehreren Jahren die berühmte Künstlerin Rosa Bonheur an die Reihe kam.

An diese Auszeichnung knüpft sich übrigens eine kleine, nicht uninteressante Geschichte. Rosa Bonheur wohnte in den fünfziger Jahren in Fontainebleau, dem Lieblingsfrühjahrsaufenthalt Napoleons III. Sie konnte hier nicht unbemerkt bleiben, und wirklich kam eines Tages die Kaiserin Eugenie auf den Gedanken, die persönliche Bekanntschaft der Künstlerin zu machen. Zu diesem Behuf stattete sie ihr einen unangemeldeten Besuch ab und blieb einige Zeit, Rosa Bonheur bei der Arbeit beobachtend. Das Talent der Malerin machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie den

Kaiser bat, derselben das Kreuz der Ehrenlegion zu verleihen. Aber er wollte nichts davon wissen, und auch die Minister waren der Auszeichnung einer Künstlerin durchaus abgeneigt. Aergerlich mußte sich Eugenie dem Willen der Männer fügen, aber sie vergaß ihres Vorsatzes, der Malerin eine öffentliche Auszeichnung zu verschaffen, nicht und setzte denselben ins Werk, als sie während der Abwesenheit des Kaisers in Algier als Regentin fungierte. Eines Morgens trat ein Diener eiligst in das Atelier Rosa Bonheurs mit der Meldung, daß die Kaiserin unten sei. In der nächsten Minute stand Eugenie im Atelier und ließ sich eine Stecknadel von einer ihrer Hofdamen reichen. Die Kaiserin küßte sodann die Künstlerin, welche, als sie herabblinnte, das Kreuz der Ehrenlegion auf ihre Brust geheset sah.

Auch die republikanischen Machthaber hielten mit der Verleihung der Ehrenlegion an Damen sehr zurück, und so ist die Zahl der weiblichen Ritter dieses Ordens sehr beschränkt und die Auszeichnung daher für Frauen eine bedeutend größere als für Männer. Gegenwärtig besitzen etwa dreißig Französinnen und eine Amerikanerin das rote Bändchen. Diese Amerikanerin ist übrigens auch die jüngste unter allen dekorierten Damen, denn sie war erst 10, sage zehn Jahre alt, als ihr der seither aus dem Leben geschiedene Präsident Carnot die erwähnte Auszeichnung verlieh. Und die Kleine, sie heißt Jeanne Carey und wohnt bei ihren Eltern in Muckford, Illinois, hat dieselbe wohl verdient. Auf einem Spaziergang begriffen, bemerkte sie nämlich, daß eine über einen tiefen Graben führende Brücke in Flammen stehe. Da sogleich ein Eisenbahnzug herankommen sollte, so entledigte sich Jeanne rasch besonnen des roten Unterrocks, den sie trug, und stellte sich zwischen den Schienen auf. Sobald der Zug in Sicht kam, schwang sie das Röschchen wie eine Signalfahne; der Zugführer nahm dies wahr und brachte die Maschine zum Stehen. Der Zug war gesteckt voll von Menschen, die sich zur Ausstellung nach Chicago begaben, und es befanden sich darunter auch viele Franzosen. Als diese nach Frankreich kamen, berichteten sie das Erlebte, und die Folge davon war die dem entschlossenen Mädchen verliehene Auszeichnung.

Unter denjenigen, die sie besitzen, befinden sich derzeit etwa zwölf der Krankenpflege obliegende Klosterfrauen. Mehrere von ihnen haben ihre segensreiche Thätigkeit im deutsch-französischen Krieg entfaltet, Schwester Maria Theresia, Superiorin der Barmherzigen Schwestern von Lontin, aber blickt auf eine noch fernere Vergangenheit zurück. Sie machte nämlich schon den Krimkrieg (1854) mit und wurde, kaum zwanzig Jahre alt, auf dem Schlachtfeld von Balaklava von einer Kugel getroffen, als sie den Verwundeten ihre Dienste widmete. Bei Magenta ist sie in erster Schlachtlinie verwundet worden. Sie hat dann französische Krieger in Syrien, China und Mexiko gepflegt. Bei Reichshausen (Wörth) hob man sie verwundet vom Schlachtfeld auf unter einem Haufen toter Kürassiere. Später fiel eine Granate mitten in die ihrer Sorge anvertraute Ambulanz. Sie ergriff dieselbe schnell und trug sie circa achtzig Meter weit von der Ambulanz, und als sie dann zur Erde fiel, wurde durch das „Krepiere“ derselben auch Maria Theresia schwer verwundet. Nachdem sie geheilt war, ist sie dem Ruf nach Lontin gefolgt, wo ihre Dekorierung mit der Ehrenlegion in Gegenwart sämtlicher Truppen stattfand. Ein General schlug dabei Schwester Theresia, wie man die Dame allgemein nennt, förmlich zum Ritter, indem er deren Schulter dreimal mit seinem Degen berührte und mit weithin schallender Stimme sagte: „Im Namen des französischen Volkes und Heeres erteile ich Ihnen das Kreuz für bewiesene Tapferkeit. Niemand kann heldenmütigere Thaten zur Erlangung desselben aufweisen, niemand wird einen entgegengesetzten Lebenslauf, so gänzlich dem Dienst seiner Brüder und seines Vaterlands gewidmet, nachweisen können. Soldaten, präsentiert die Waffen!“

In ähnlicher Weise ist keine der verdienstvollen Besitzerinnen der Ehrenlegion ausgezeichnet worden, doch wurde auch jener Frau Cahen, welche während des Krieges von 1870–71 als mutige Pflegerin der Verwundeten in Frankreich, sowie später auch in den deutschen Lazaretten, wo sie ihre Landsleute aufsuchte, fungierte, nebst der Ehrenlegion auch noch eine andre hohe Auszeichnung zu teil. Als nämlich Kaiserin Augusta von der Thätigkeit dieser französischen Frau hörte, berief sie dieselbe zu sich und hatte mit ihr eine lange Unterredung. Beim Abschied hing die Kaiserin ihrem Gast ein rotes Kreuz um, das sie am Hals trug, indem sie sagte: „Dieses Kreuz hat nur den Wert, das Zeichen zu sein, unter dem wir beide das Elend unsrer Mitmenschen zu lindern suchten.“

Was das für ein Kreuz war, ob es eine Ordensdekoration oder nur einen gewöhnlichen Schmuck vorstellte, hat Galévy, der obiges in seinem Buch „Invasion“ erzählt, leider nicht gesagt, und auch die mit der Ehrenlegion belohnte „Waffenthat“ der Marktenderin Madame Jarrethaut nicht näher beschrieben.

Von deren Standesgenossin Mademoiselle Juliette Dobu, einer Kreolin, wissen wir jedoch, daß sie gleichfalls im Krieg 1870–71 durch das mit Lebensgefahr bewirkte Abschneiden von Telegraphendrähten eine größere Abtheilung von französischen Truppen gerettet hat.

Madame Marie Laurent, die bekannte Schauspielerin, wieder hat die Ehrenlegion für die Gründung einer Anstalt erhalten, worin Kinder mittellose Künstler für einen Beruf ausgebildet werden. Madame Dieulafoy, die bekannte Orientreisende, wurde für ihre archäologischen Arbeiten, als eine Bierge der Wissenschaft, Madame Virginie Demont-Brenton für künstlerisches Wirken, Madame Furtado-Heine, Cousine von Heinrich Heine und Schwiegermutter des regierenden Fürsten von Monaco, aber für ihre zahllosen Wohltätigkeitsakte dekoriert.

Um vollständig zu sein, sei noch erwähnt, daß auch Madame Frary-Gros für ihre Wirksamkeit als Directrice der Ambulanz im Pariser Hotel de Ville, endlich die aus Bayern stammende Madame Drouan, Kantinenwirthin des 59. Infanterieregiments, für hingebende und aufopfernde Krankenpflege in den Kämpfen vom 14., 16. und 18. August 1870 die Ehrenlegion erhielt, und daß es in Frankreich nebst diesem Orden noch eine mindere Dekoration in Gestalt einer silbernen Medaille gab, welche Napoleon III. gestiftet hat. Und zwar war dies die Militärverdienstmedaille von Silber, die vorn, umgeben von einem Lorbeerkranz und blauem Schriftbande, worin „Louis Napoleon“ steht, das Porträt desselben zeigt. Oben auf dem Kranze ist der kaiserliche Adler, darüber Dese und Ring. Die Rückseite trägt die Inschrift: „Valeur et Discipline“. Diese Medaille wurde auch an Frauen verliehen, die sich bei der Krankenpflege im Kriege und sonst ausgezeichnet hatten.

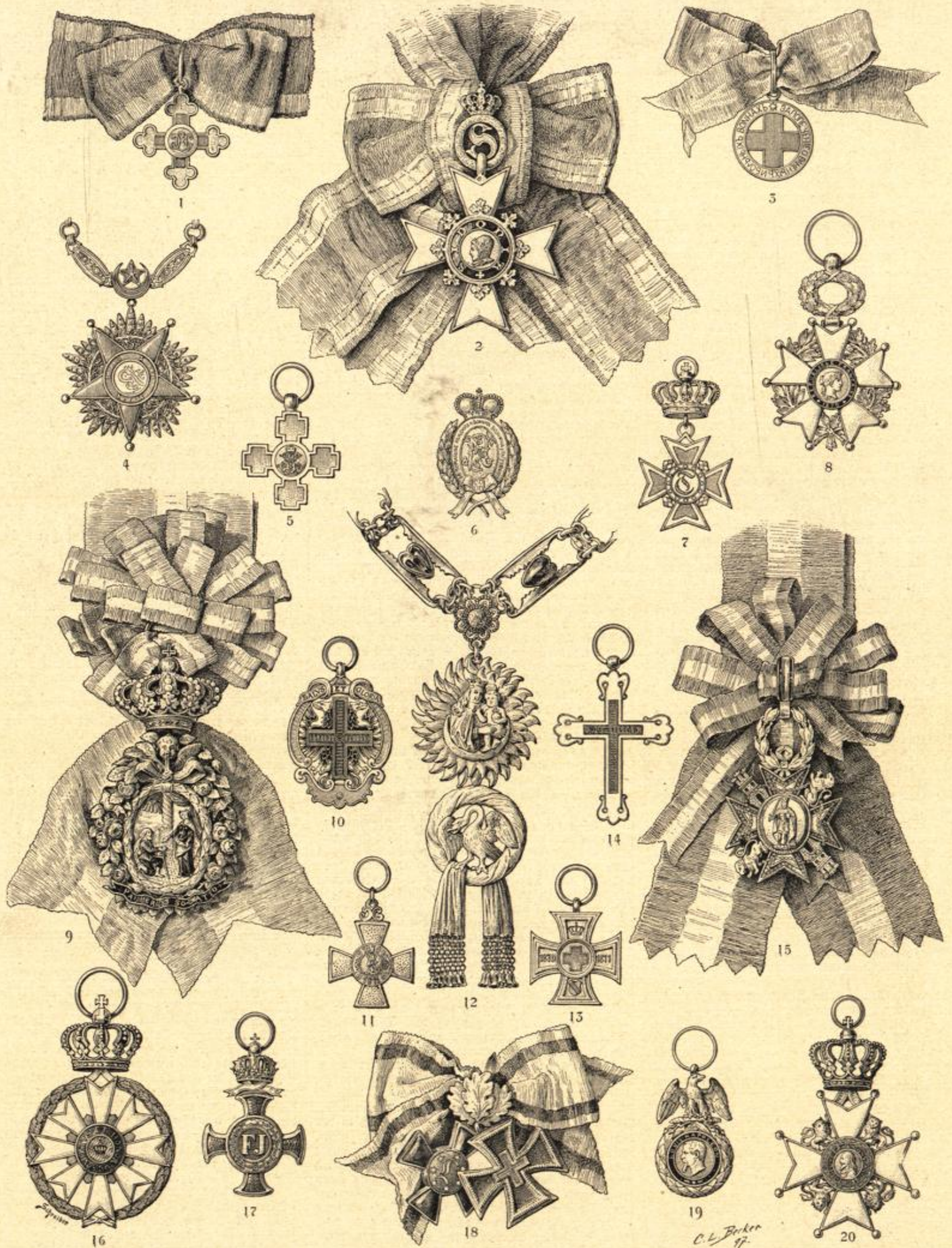
Dasselbe ist in Oesterreich betreffs des goldenen und silbernen Verdienstkreuzes, in Deutschland betreffs des sachsen-meiningischen-ernestiniischen Hausordens zur Belohnung künstlerischer Leistungen, sowie des Verdienstordens der bayerischen Krone der Fall. Zuletzt hat der Prinz-Regent Luitpold von Bayern die goldene Medaille dieses Ordens der Malersgattin Frau Sophie Kaulbach für die unter persönlicher Gefahr ausgeführte Rettung eines jungen Mannes vom Tode des Ertrinkens zuerkannt.

Dasselbe that König Humbert von Italien, indem er einer Römerin, dem siebzehnjährigen Fräulein Piermattei Gentile, die Tapferkeitsmedaille verlieh. Fräulein Gentile war mit hohem Mut einer nächtlich bedrängten Frau beigegeben und hatte sie mit eigener Lebensgefahr aus Mörderhänden errettet. In Italien giebt es übrigens keinen Orden, der nur für Damen bestimmt wäre, in Bayern hingegen existiert nebst dem am 18. Oktober 1766 für verdienstvolle Damen mit sechzehn Ahnen gestifteten St. Elisabethorden auch der Theresienorden für adlige unverheiratete Damen, dessen Großmeisterin die jeweilige Königin, in deren Ermangelung aber die Königin-Mutter ist.

Zu den Ehrendamen dieses Ordens hat unter andern auch Fürstin Johanna Bismarck, die Gemahlin des Altreichskanzlers, gehört. Dasselbe dürfte übrigens auch das von der unglücklichen Kaiserin Charlotte von Mexiko gestiftete, natürlich längst wieder eingegangene mexikanische Verdienstkreuz sowie den 1880 vom Sultan Abdul Hamid lediglich für Frauen als höchstes Zeichen der Verehrung und Hochachtung ins Leben gerufenen Orden „Nischani Schefakat“, eine Auszeichnung, besessen haben, die unter vielen hervorragenden Damen auch ein einfaches türkisches Mädchen dafür erhielt, daß sie statt ihres, die Stütze der Familie bildenden Bruders in die Armee eintrat und in derselben drei Jahre mit Auszeichnung diente.

Der „Nischani Schefakat“ oder Schefkat, der die Inschrift: „Fianiet“ (Menschenliebe), „Monavenet“ (Hilfe), „Hamyet“ (Wohltätigkeit) enthält und nur für Frauen in drei Klassen gestiftet ist, wird gewöhnlich für den jüngsten Damenorden gehalten, aber er ist es nicht. Dieser Rang gebührt vielmehr der von der Königin Natalie von Serbien gestifteten, an lichtblauer Schleife auf der linken Brustseite zu tragenden Frauenverdienstmedaille, genannt: „Medaille der Königin Natalie“, welche zuerst jenen Damen verliehen wurde, die sich um das Wohl der im serbisch-türkischen und bulgarischen Krieg Verwundeten verdient gemacht hatten, und demgemäß auch die Inschrift trägt: „Für Pflege Verwundeter und Kranker im Kriege 1876, 77–78.“ Sie wird in Gold und Silber verliehen.

Die goldene oder Zugendrose, welche der Papst früher ausschließlich den Senatoren von Rom, später jedoch als Beweis höchster Auszeichnung auch den Fürsten und großen Würdenträgern der Kirche zugehört hat, wird derzeit nur noch an Fürstinnen aus königlichem Geblüt verliehen und ist für alle andern Sterblichen unerreichbar. Da jedoch die goldene Rose auf einem meterhohen, mit grünen Blättern geschmückten, gleichfalls goldenen Stengel sitzt, der in einem Gefäß von vergoldetem Silber steht, so kann sie natürlich nicht in der üblichen Weise getragen werden, sondern stellt ein Prunk- und Schaustück dar, dessen Wert



1. Württembergisches Verdienstkreuz. — 2. Kgl. Sächsischer Eidenorden. — 3. Russisches Verdienstkreuz. — 4. Nishoni Schekafet (Türkei). — 5. Rumänisches Verdienstkreuz. — 6. Medaille der Königin Natalie von Serbien. — 7. Bayerischer Theresienorden. — 8. Französisches Ritterkreuz der Ehrenlegion. — 9. Portugal: Orden der heiligen Isabella (Elisabeth). — 10. Oesterreich: Sternkreuz-Orden. — 11. Bayerisches Sanitäts-Verdienstkreuz. — 12. Brandenburg-Preußen: Schwanenorden. — 13. Badisches Verdienstkreuz. — 14. Mexikanisches Verdienstkreuz San Carlo. — 15. Spanien: Orden der Königin Marie Luise. — 16. Verdienstorden der bayerischen Krone. — 17. Oesterreichisches Zivil-Verdienstkreuz (Franz Josef 1849). — 18. Luise-Orden und Eisernes Kreuz für Krankenpflege. — 19. Französische Zivil-Verdienstmedaille. — 20. Sachsen-Meinungen: Ernestinischer Hausorden.

Frauenorden. Nach den Originalen gezeichnet von C. L. Becker.



Trink vom Faß! Originalzeichnung von W. Gause.

zwischen 10 000 und 50 000 Mark zu schwanken pflegt. Obwohl nun manche die Tugendrose gar nicht als Orden gelten lassen wollen, so ist sie's im Grund genommen doch, und darf bei dem Umstand, als sie meist nur regierenden Fürstinnen verliehen wird, ohne weiteres der Orden der Königinnen genannt werden.

Es hat übrigens auch einen Orden der Königin gegeben, und das war der Amarantenorden, den die Königin Christine von Schweden für fünfzehn Ritter und fünfzehn Damen zur Erinnerung an die Zusammenkünfte, welche sie mit ihrem Günstling, dem spanischen Gesandten Don Pimantelli, bei einer Wassermühle Amarante gehabt, im Jahre 1653 stiftete.

Die Mitglieder speisten jeden Sonntag mit der Königin. Wer unverheiratet eintrat, mußte ledig, wer verheiratet war, mußte, wenn der Gatte starb, verwitwet bleiben. Das Zeichen dieses Ordens war ein goldener Lorbeerfranz, in welchem sich zwei verschlungene, umgekehrte A befanden und ein blaues Band, auf dem die Ordensdevise: „Dolce nella memoria“ (Zur süßen Erinnerung) in Gold gestickt war. Dieser Orden ist aber bereits 1656 wieder eingegangen, und somit der kurzlebige gewesen, wogegen der langlebige der schon erwähnte Schwanenorden ist.

Alle die hier angeführten Auszeichnungen haben natürlich das Ziel des heftigsten Strebens so mancher Dame gebildet, allein dennoch ist, zur Ehre der Frauenwelt sei's gesagt, der bei Männern so häufige Ordensschwindel bisher nur ein einziges Mal vorgekommen. Und zwar geschah dies in Versailles, wo eine Frau Namens Godin, eine Köchin ihres Zeichens, nie anders als mit dem Kreuz der Ehrenlegion, der Militär- und Rettungsmedaille und noch einigen Auszeichnungen in Miniatur geschmückt erschien und sich die militärischen Ehrenbezeichnungen der Offiziere und Soldaten wohl gefallen ließ. Dies dauerte längere Zeit, endlich aber wurde die Frau behördlicherseits um ihre Ordensdiplome befragt, und siehe, da stellte sich's heraus, daß sie Orden und Medaillen unbedeutend getragen.

Natürlich kam sie wegen Betrugs auf die Anklagebank, wo bald darauf aus demselben Grund eine Wäscherin Platz nehmen mußte. Aber ganz unschuldigerweise. Ein Schwindler hatte ihr nämlich den nirgends existierenden „Reluinenorden“ verkauft und sie denselben im guten Glauben getragen. Im guten Glauben, weil, wie sie mit Recht bemerkte, die Frauenorden in der Öffentlichkeit wenig bekannt sind und man daher leicht getäuscht werden kann.

Der Präsident des Gerichtshofs belehrte nun die Angeklagte eingehend über Damenorden, und auch wir glauben unsre Leserinnen hierüber bestens informiert, alles gesagt zu haben, was im Rahmen einer Skizze gesagt werden konnte über Damenorden und dekorierte Frauen. *)

*) Die mühevollen Arbeit der Zusammenstellung unserer Ordensstabellens ist uns durch das Entgegenkommen der Verwaltung des Hohenzollern-Museums in Berlin und der Herren Hofjuweliere und Fabrikanten von Ordensdekorationen Godet & Sohn in Berlin in dankenswerter Weise erleichtert worden.

Jeremias Gotthelf.

(Zur Feier seines hundertsten Geburtstages.)

An der großen Heerstraße modernen Verkehrs, welche sich vom Bodensee einerseits, von Basel her andererseits nach dem Genfersee zieht, liegt, wenige Stunden von Bern entfernt, das schöne, liebliche Städtchen Burgdorf. Wer von da aus zum Wanderstab greift und hineinwandert ins Emmenthal, der kommt nach etwa anderthalb Stunden nach Lützelflüh, einem stattlichen Dorf, oft- und nordwärts von buchenwaldbedränkten Hügeln traulich umfanden, südwärts von silbernen Gletscherfirnen, westlich von einem Vande des in blaustüftiger Ferne verschwimmenden Juragebirges freundlich begrüßt. Hier war es, wo am Neujahrstag 1831 beim greisen Ortspfarrer ein Bär eintrat, an dessen Erscheinung sich sofort der Eindruck überlegener geistiger und physischer Kraft knüpfte. Markig gedrungen war seine Gestalt, hell und klar, Menschen und Dinge durchdringend sein Auge, das Antlitz männlich-schön, die Stirne von freier, mächtiger Wölbung, bedeutsam, gewichtig, ernst, dabei doch freundlich und leutselig Wesen und Rede.

Albert Vigius, so hieß der neue geistliche Würdenträger, der nach langer Wanderung hier festen Ackergrund sassen sollte, sich selbst und der Welt zum Segen, war der Sproßling des alten, schon zur Zeit der Reformation in der Stadt Bern verbürgerrechteten Geschlechtes der Sulpicius, welcher Name von dem die Bequemlichkeit und Kürze liebenden Volksmund zunächst in Vigius, dann etwa auch in Vigi abgeändert wurde. Die Vigius spielten in Geschichte und Verwaltung der alten Aristokratenstadt an der Aare eine ansehnliche Rolle, längere Zeit in verschiedenartigen Beamtenstellungen, hernach auch im geistlichen Stand. So war der Großvater unseres Vigius Pfarrer; ebenso von 1786 an in dem anmutig gelegenen Städtchen Murten sein Vater, Eigmund Friedrich. Dem letzteren wurde am 4. Oktober 1797 von seiner Gemahlin Elisabeth Rohler als erster Sohn der kleine Albert geboren. Es war böse Zeit damals in den bernischen Landen; hatte doch just in jenen Tagen das französische Direktorium die Revolutionierung der Schweiz beschlossen. 1798 schon hatten die französischen Heere Bern trotz heldenmütigem Widerstand unterworfen, und dem Einzug derselben in die bisher

noch nie besiegte Stadt folgten Jahre hindurch endlose Durchmärsche von Feinden und sogenannten Freunden. Auch Murten entging diesem Schicksal nicht. Eine Abteilung fremder Truppen drang einmal zur Nachtzeit plündernd in die Häuser, auch in den Pfarrhof. Aus dem Schlaf aufgeschreckt, erhoben die Kinder ein lautes Geschrei beim Anblick der bärtigen Krieger, die sich Kasten und Schränke öffnen ließen, mitnahmen, was ihnen gefiel, und das übrige auf den Fußboden warfen. Nur ein Knabe von wenigen Jahren weinte nicht. Hochaufgerichtet, blühenden Auges stand er in seinem Bettchen, ballte zornig die kleine Faust und antwortete mit Drohungen auf den Hohn der Soldaten, die seiner ohnmächtigen Wut spotteten. Der trugliche Held war Albert Vigius; die kleine Episode aber ist charakteristisch für den unerschrockenen, starken Jüngling, mit welchem Vigius sein ganzes Leben hindurch jeder Ungerechtigkeit gegenübertrat.

Im Jahr 1804 siedelte sein Vater, zum Pfarrer von Ugenthorf gewählt, dorthin über. Ugenthorf, nicht weit von der Ennme zwischen den beiden Hauptstrassen nach Karau und nach Solothurn, eine gute Stunde von Burgdorf gelegen, ist eine wohlhabende Gemeinde mit behäbiger Bevölkerung, die Ortschaft selbst der wahre Typus eines stolzen, gesegneten Bauerndorfes. Hier war es, wo er zuerst das Landleben mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Arbeiten und Geschäften kennen lernte; das Landleben, welches, wie einer seiner Biographen, der vortreffliche Pfarrer Ammann in Lohwil, sehr richtig hervorhebt, auf den Knaben namentlich darum einen so tiefgehenden Eindruck machte,



Jeremias Gotthelf, geb. am 4. Oktober 1797.

weil es ihm, dem in städtischen Verhältnissen und in der Atmosphäre der gebildeten Stände aufgewachsenen Pfarrerssohn, in jenen für Bildung und Richtung der jugendlichen Seele so bedeutsamen Jahren mit dem Reiz der Neuheit und des Kontrastes entgegentrat. So mußte sich ihm schon ganz früh der Unterschied städtischen und ländlichen Lebens aufdrängen und um so tiefer das Neue und Ungewohnte in seinem mit staunenswürdigem Scharfe ersassenden Geist haften bleiben.

Im fünfzehnten Altersjahr wurde Vigius von Pferden und Ritten weg, mit denen er sich gerne umthät, aus dem Ugenthorfer Bauerparadies, dem Schauplatz so mancher seiner herrlichen Schilderungen, nach Bern verlegt, wo er nun seinen regelrechten Bildungsgang durch die „grüne“ Schule (so genannt von dem grünen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Schulrock) und die Akademie bis zum theologischen Examen durchmachte. Mit mächtiger Reigung für philosophische, philologische, ja selbst theologische Fröher, absolvierte er seine diesfälligen Studien ehrlich und redlich, wie die Berufswahl es nun einmal bedingte; sein Herz indes war nicht so recht bei dieser Gelehrsamkeit. Am liebsten beschäftigte er sich mit Mathematik und Physik, später auch mit Geschichte und Literatur.

Nachdem Vigius im Herbst 1820 zum Predigtamt ordiniert worden war, bezog er 1821 beifalls Vollendung und Abschluß seines Bildungsganges, gutem bernischen Brauch gemäß, noch eine ausländische Universität, und zwar, dem Zug der Zeit folgend, Göttingen, die hohe Schule an der Leine Strand, im ganzen ziemlich eingezogen lebend, auch in seinen Erholungsfunden regen geistigen Austausch im vertrauten kleinen Kreis den gedanksvollen studentischen Vergnügungen vorziehend. Im Gedächtnis seiner damaligen Freunde blieb er auch von Göttingen her das Vorbild eines nobelen, ehrenhaften Charakters und einer, trotz zeitweiliger fastästhetisch-satirischer Launen, doch heiteren, allezeit guten, wohlwollenden Natur, der jede Reizheit und Gemeinheit im Innersten zuwider war.

Im Frühjahr 1822 verließ Vigius Göttingen, um auf einer längeren Reise durch Preußen, Sachsen und Süddeutschland zur lieben Heimat zurückzukehren, und begann nun sein amtliches und praktisches Wirken; zuerst als Vikar seines Vaters in Ugenthorf, sodann, nach des letzteren im Jahr 1824 erfolgten Tod, in gleicher Stellung im oberaargauischen großen Flecken Herzogenbuchsee. An beiden Orten ließ er sich ganz besonders die allseitige Hebung und Förderung des Schulwesens angelegen sein; zu Ruh und Frommen nicht bloß des letzteren unmittelbar, son-

dern ganz besonders auch seiner eigenen und innersten Entwicklung und seiner wunderbar genauen, allseitigen Kenntnis der kindlichen Seele. Im übrigen kam in jenen Jahren auch eine andre Seite seines Wesens zur schönsten Entfaltung: die Gabe nämlich, die Herzen mit offenem, unbefangenen Sinn in ihren verborgenen Falten und Regungen zu belauschen, in traulicher Rede die Seelen zu erschließen, jede Angelegenheit, so geringfügig sie andern erscheinen mochte, sofort zur heiligen zu machen, Zeit zu haben für alle. Glücklich Jahre, in denen, ihm selber noch unbewußt, sein Genius in innig freundlichem Wechselspiel mit einem Volk von rauher Schale, aber tüchtigem, gutem Kern, Schätze über Schätze der köstlichsten Art sammelte, bis endlich die Stunde schlug, in welcher sie in unwiderstehlichem Drang nach Offenbarung strebten und mit goldenem Glanz Millionen erfreuten, erquickten und erbauten.

Der Dichter war heimisch geworden in seiner Welt und bereite sich zu hohem Flug. Nur wenige Stufen noch, und er hatte die Sonnenhöhe freudigen Schaffens erreicht.

Im Jahr 1829 wurde Vigius als Vikar nach Bern berufen, wo er indes nur etwa anderthalb Jahre verblieb, wesentlich mit dem Armenwesen seiner Pfarrabteilung beschäftigt. Von hier aus sollte er nun zum letztenmal als Vikar auswandern und zwar, wie wir schon gesehen haben, nach Lützelflüh, wo er zu Beginn des Jahres 1831 zu amten begann. Im folgenden Jahr starb der dortige alte Pfarrer, im März schon wurde Vigius zu dessen Nachfolger erwählt, und das Lützelflüher Pfarrhaus, in der Nähe des schmucken Kirchleins an smaragdener Berg- halde idyllisch gelegen, mit lieblichem Ausblick auf das unten liegende Thal, wurde sein liebes, freundliches Heim. Am 8. Januar 1833 führte er Fräulein Henriette Elisabeth Feender von Bern, eine Großtochter seines Vorgängers im Amt, als Gattin in dasselbe. Er besaß in seiner Gattin einen wahren Edelstein, und in der gefundenen Lust dieses Hauses gediehen auch die drei Kinder an Leib und Geist aufs allerbeste. Zwei der letzteren wurden wackere, ausgezeichnete Pfarrfrauen, der einzige, hochbegabte, geistvolle Sohn Albert, einst Pfarrer, dann Mitglied des bernischen Regierungsrats, starb vielbetrauert leider schon 1882.

Vigius' äußere Lebensgeschichte in Lützelflüh geben nicht viel zu erzählen. Neben wir zunächst hervor, daß er seiner Gemeinde ein wackerer Seelsorger und in allen Stücken pflichtgetreuer Geistlicher war; der Schriftsteller hat seinen eigentlichen Beruf niemals vernachlässigt, so sehr ihn die literarische Tätigkeit auch beschäftigte und so glänzend die Erfolge der letzteren waren. Wieviel und wie Großes ist damit von ihm geleistet! Allzeit göttlich, allzeit von milder, offener Hand, hilfreich und gut, unermüdlich tätig, wo es zu bessern und einem Fortschritt Bahn zu brechen galt, das war der Pfarrer Vigius für seine Gemeinde.

Vigius hat sich in allzugroßer beruflicher und schriftstellerischer Tätigkeit zu früh aufgegeben. Und er täuschte sich selbst nicht über seinen Zustand, so leidlich es ihm auch gehen mochte. „Die Vigius“ werden nicht alt,“ sagte er oft und viel, wenn man ihn um sein Befinden befragte. Im Jahr 1854 stellte sich häufiges Blutspeien ein, bald gefolgt die Symptome allgemeiner Wassersucht zu diesem Uebel. Wenige Wochen nach der Feier seines achtundfünfzigsten Geburtstages, am 22. Oktober, starb er, überraschend schnell, in den Armen der Seinigen. Seinem ausdrücklichen Wunsch gemäß wurde er neben seiner ihm längst vorangegangenen Mutter zur Ruhe gebettet. Auf dem von einer Trauereiche überschatteten Denkstein sind zwei Bibel-sprüche eingegraben, von welchen der eine (1 Cor. XV, 55) die Hoffnung des Christen ausdrückt, während der andre (Sprichw. XII, 17—19) den Charakter des Mannes und Schriftstellers treffend kennzeichnet: „Wer wahrhaftig ist, der redet frei, was recht ist, und ein wahrhaftiger Mund befehet ewig.“ Vor wenigen Jahren hat dankbare Pietät des Berner Volkes zu diesem Grabstein noch ein weiteres monumentales Gedächtnis gesetzt, einen auf mächtigem granitinem Sockel sich erhebenden Obelisk mit dem in Marmor sehr schön ausgeführten herrlichen Charakterkopf des Dahingegangenen.

„Wer wahrhaftig ist, der redet frei, was recht ist, und ein wahrhaftiger Mund bleibt ewig.“ In der That, Vigius' schriftstellerische Eigenart, deren wir nun noch zu gedenken haben, ist in diesem alttestamentlichen Weistum wahr und schön gezeichnet. Die Wahrhaftigkeit, in jedem Sinn des Wortes, ist die großartigste Eigenschaft unseres Dichters nach keiner Person wie nach seinen Werken; sie ist es auch in hervorragender Weise, welche den letzteren ihren unvergleichlichen Wert verleiht und ihre Dauer verbürgt.

Es war im Jahr 1836, als Vigius' literarischer Erstling, „Der Bauernspiegel“, erschien. „Mein Mann hatte lange geschwankt,“ erzählte später seine Gattin, „ob er das Buch veröffentlichte solle oder nicht. Da ging er an einem schönen Frühlingsmorgen über Feld und sah neben sich zu beiden Seiten der Hecke, die seinen Weg einsäumte, je eine Lerche fliegen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, diese beiden Sänger zu Schiedsrichtern zu machen. Würden sie von ihm weg und über das Feld hinfleichen, so wollte er sein Buch im Pult behalten; würden sie aber aufsteigen und singen, so wollte er's in Gottesnamen vom Stapel laufen lassen. Raum hatte er sich's ausgedacht, so schwangen die Vögel sich hoch in die blaue Luft und hoben zu singen an. Nun war es aus mit dem Bedenken; frohen Mutes betrat er die neue Bahn und hat es nie bereut, jenem Orakel gefolgt zu haben.“

Die Vögel thaten wohl daran, dem Schwanken des Dichters ein rasches Ende zu bereiten. Freilich, lange hätte er sein Werk unter keinen Umständen im Pult behalten; ein Schaffensdrang war über ihn gekommen, der sich mit elementarer Kraft Bahn brach und nicht in die Stille des Studierzimmers zu bannen war.

Die schriftstellerische Produktivität Jeremias Gotthelfs, wie sich der Dichter nach dem Namen seines Heiden in „Bauernspiegel“ nannte, kann in engem Rahmen unmöglich erschöpfend dargelegt werden; es genüge daher an der Aufzählung seiner größten und bekanntesten, wir dürfen wohl auch sagen vollendetsten Werke. Dem „Bauernspiegel“ folgte im Jahr 1837 die ergreifende Schilderung der „Wahrmot im Emmenthal“; 1838 und 1839 die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, 1841 „Uli der Knecht“, 1842 bis 1844 „Bilder und Sagen aus der

Schweiz, „Gold und Geist oder die Verführung“, „Die Anne Babi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktor geht“, 1845 „Der Geldstag oder die Wirtschaft nach der neuesten Mode“, „Jakobs, des Handwerksgehilfen Wanderungen durch die Schweiz“, 1847 „Käthli, die Großmutter oder der wahre Weg durch jede Not“, 1849 „Uli der Pächter“, 1850 „Die Käseerei in der Veltre“, 1852 „Zeitgeist und Bernergeist“, 1854 „Die Ergebnisse eines Schuldenbauers“, und der rührende Schlussstein der schriftstellerischen Tätigkeit: „Die Frau Barrerin“, wie in Vorabnung des Geschickes geschrieben, das seine eigne Frau bald treffen sollte. Dazwischen der reichlich fließende Strom kleinerer Erzählungen, teilweise von tadelloser Schönheit, so „Der Sonntag des Großvaters“, „Erdberei-Marelli“, „Uli die seltsame Magd“, „Wie Joggeli eine Frau sucht“, „Die Christen eine Frau gewinnt“ und so weiter, fast lauter Geschichten, die stets neues Vergnügen machen und an sprachlicher Originalität, an urgemäßem Humor und an psychologischer Wahrheit in der deutschen Literatur ihresgleichen suchen.

Ueber Jeremias Gotthelfs schriftstellerischen Charakter ist von den Gelehrten manches hin und her geschrieben worden; viele sind über ihn zu Gericht geseffen, und neben aufrichtiger Bewunderung hat es auch an mehr oder minder abschätzigen Urteilen nicht gefehlt. Als sicher mag bezeichnet werden, daß es schwer, ja unmöglich ist, unsern Dichter in der herkömmlichen literarischen Schablone unterzubringen; zu mächtig, zu entwickelt, zu überwuchernd waltet in souveräner Selbständigkeit seine Eigenart. Zu wenig lehnt er sich an irgendwelche Vorbilder, zu wenig an irgend eine ästhetische Schule; gewaltige literarische Bewegungen und künstlerische Strömungen quollen neben ihm empor, floßen an ihm vorüber, der Pächter in Lühelstübli ließ sie verlaufen, achtete ihrer wenig, nur der eignen, allzeit hochwogenden Inspiration folgend; treu bis ans Ende, konnte er keine andern Götter außer ihm. Ein fast unergründlicher Reichtum an schöpferischer Kraft, eine unvergleichliche Fülle poetischer Gestalten, packender, ergreifender, stets den Kern treffender, alles konkret und plastisch darstellender Bilder, ein goldener Strom tiefgründiger Lebensweisheit, das ist die eine große Seite an Jeremias Gotthelf. Eine andre ist nicht minder erhaben, die wohlige, behagliche Wärme, die aus seinem Herzen strömt, die Liebe, mit welcher er sein ganzes weites Reich umfängt, die Geringsten in demselben wie die Größten, die Letzten wie die Ersten.

Jeremias Gotthelf ist in ganz eminentem Maße ein sozialer Dichter. Er schildert uns die bürgerliche Bauernwelt; in ihr aber nicht etwa nur die oberen Reichtümer, wenn dieser Ausdruck hier angewendet werden darf, nein, mit derselben genauen Kenntnis und mit derselben persönlichen Hingabe auch die unteren und untersten Elemente in derselben. Und welche Edelsteine Gotthelf in den unteren Schichten der Gesellschaft zu finden weiß! Wieviel Verstand und Tüchtigkeit, wieviel kräftiges, gutes Wollen und Streben weist er nach in denselben, wieviel Jartsinn, wieviel Aufopferung, wieviel hohen Sinn und Herzensgüte zeigt er uns speziell in so manchen seiner weiblichen Gestalten. Sein Megeli in „Anne Babi Jowäger“, sein Mäteli in „Leiden und Freuden“, sein Erdberei-Marelli und andre, sein Breneli in „Uli“ zählen zum lieblichsten und düstlichsten, was die Weltliteratur in dieser Richtung kennt; wie in anderer Weise „Käthli, die Großmutter“ des Weibes stille Größe und Heldentat in einzig schöner Weise verberlicht.

Endlich, wie wahrhaftig ist der Dichter in allen seinen Schilderungen! Auch nicht eine seiner Figuren ist idoliert, sagen wir besser vielleicht: losgelöst vom Boden der Wirklichkeit. Keine versucht, über ihren eignen Schatten zu springen — der Geruch der bürgerlichen Scholle waltet überall. Megeli, so fein und zart es Gotthelf gezeichnet, meint dennoch dem Doktor gegenüber ihr Hausbrot mit einigen kräftigen, echt bürgerlich landläufigen Ausfällen gegen die schlimmen Mäuler entzuschuldigen zu müssen, und des Schullehrers Mäteli, so klug und geschickt es ist, sieht über der Hebamme bizarr-ergötzlichen Aberglauben doch auch nicht hinweg...

Manches ist wohl auch über die religiöse Richtung Gotthelfs geredet und geschrieben worden. Ihr Charakter kann, wie wir glauben, in Kürze nicht besser geschildert werden als wie mit den Worten Uhlands:

„Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er led erschaffen
Die arge böse Welt.“

Wie nicht leicht einer hat Gotthelf in starkem, unbezwinglichem Drange, helfend und bessernd einzugreifen ins Menschenleben, die „arge böse Welt“ mit jedem Mute erfaßt. Sie hat ihn freilich wieder gepackt und scharf mit ihm gerungen; der kleine Bube aber, der genau mit vier Jahren zu Murten einfiel den fremden Marodeurs die Zähne wies, ist mutigen und tapfern Sinnes geblieben bis ans Ende, und allerhand Wunden und Peinen, die er davongetragen in manchem heißen Strauch, haben ihn niemals eingeschüchtert. Das ist denn auch das Bild, zu welchem in diesen Tagen die Schweiz nicht nur, sondern alles Land, soweit die deutsche Zunge klingt, in dankbarer Verehrung aufblickt: der wackere, unerschrockene Mann mit dem unbestechlichen Wahrheitsfinn, aber auch mit dem Herzen voll inniger Liebe zu seinem Land und Volk, mit der nie schlummernden Sorge um all seine Geschicke, vorab um seine heiligsten sittlichen Güter, um ehrenfesten, biederben, adligen Sinn; der Dichter sodann, der seines Herzens innerste Gedanken und tiefsten Sehnen ausgeprägt hat mit vollendeter Kunst in einer langen, herrlichen Reihe leuchtender, unvergänglicher Gestalten, flammender Zeichen, an denen die Menschheit auf allen ihren Pfaden Gutes und Böses erkennen mag, als wie in einem lauten Spiegel.

Ein alter blinder Mann im Kanton Glarus ließ sich den „Uli“ von seiner Tochter vorlesen, und das Buch entzückte ihn so, daß er sie zur Eile mahnte: nur noch so lange wünsche er zu leben, bis er dasselbe zu Ende gebracht. Der Wunsch ging in Erfüllung; Uli wurde ausgelesen, und zwei Tage nachher starb der Alte.

Die Menschheit hat den Uli, hat Jeremias Gotthelf noch lange, lange nicht ausgelesen; möge sie in diesem klaren, hellen Vorn noch recht viel Erquickung und Auserbauung suchen, — sie wird sie in immer reicherem Maße finden. G. Seifert.

Unter dem roten Kardinal.

Schicksale eines Abenteurers.

Von

S. J. Seyman.

7

(Fortsetzung.)

„Nun, Herr Hauptmann,“ sagte der Mann neben mir, der sich wunderte, daß ich stehen blieb. „Wohin? Sonst kommen sie uns doch noch zuvor.“

Ich versuchte zu denken, zu überlegen, auszuflügel, wo die Hütte sein mußte. Der Wind seufzte in den Eichen, ab und zu hörte ich eine Eichel herunterfallen. Aber die Zeit drängte, und mein Kopf gab nichts her. Endlich sagte ich auf Geratewohl:

„Den Hügel hinauf. Geradeaus von dem Schöber.“ Er erwiderte nichts, und wir begannen den Aufstieg, bis an die Kniee in Farnkräutern und Stechginster wachend. Der Schweiß rann uns von der Stirn, und die Soldaten kamen immer näher. Kein Zweifel, die wußten, wohin sie sich wenden mußten! Nachdem wir etwa fünfzig Schritte vorgeedrungen waren, mußten wir leuchtend Halt machen. Ich sah die Laternen sich wie Glühwürmchen hin und her bewegen, sogar das Klirren des Stahls wurde jetzt vernehmbar. Wußte ich denn, ob die Hütte nicht dort unten war und wir uns jetzt davon entfernten? Doch, zu spät zum Umkehren — sie waren schon dicht bei dem Schöber. In meiner Verzweiflung begann ich höher hinaufzuklettern. Noch ein paar Schritte weiter, und ich stürzte zu Boden. Ich raffte mich empor und kletterte weiter; dann stürzte ich wieder. Plötzlich bemerkte ich, daß ich ebenen Boden unter den Füßen hatte. Und — war es Wasser, das ich vor mir, unter mir sah? Oder eine Spiegelung des Himmels?

Keins von beiden! Ich packte meinen Begleiter, als er mich einholte, am Arm und hielt ihn zurück. Unter uns, in einer steilen Vertiefung, einer Art Schacht seitwärts am Hügel, blinkte ein Licht durch irgend eine Spalte und zitterte im Nebel wie die blasse Leuchte eines Sumpfschiffes. Es war sichtbar, ohne irgend etwas zu beleuchten, gleich einem Funken inmitten eines schwarzen Schlundes. Aber sein Anblick gab mir mit einem Schlag all meine Lebensgeister wieder, denn ich fühlte, daß der Zufall mir die Stelle gezeigt hatte, die ich suchte.

Hätte ich mehr Zeit gehabt zum Überlegen, so wäre ich jetzt nicht blindlings auf das Licht zugestürzt — aber es war keine Zeit zum Nachdenken, ich durfte keine Sekunde zögern; und so rutschte ich denn im Nu die Vertiefung hinunter und sprang auf die Thür einer kleinen Hütte zu, aus welcher das Licht drang. In meiner Ueberstürzung stolperte ich über einen Stein und kam gerade vor der Schwelle auf die Kniee zu liegen, so daß sich mein Gesicht plötzlich dem eines Mannes gegenüber befand, der in der Hütte auf einem Lager von Farnkräutern ausgestreckt lag. Er hatte gelesen. Aufgeschreckt durch mein Hereinpoltern ließ er sein Buch fallen und streckte wie der Bliß seine Hand nach einer Waffe aus. Aber schon hatte ich den Lauf meiner Pistole auf ihn gerichtet, und die ungünstige Lage, in der er sich befand, hinderte ihn am schnellen Aufspringen. Auf ein scharfes Kommandowort von mir ließ er seine Hand sinken, das Tigerhafte, das einen Augenblick in seinen Augen glüht hatte, machte einem matten Vächeln Platz, und er suchte die Achseln.

„Also doch!“ sagte er mit wunderbarer Fassung. „Endlich erwischt! Ich hatte es auch wirklich schon satt.“ „Sie sind mein Gefangener, Herr von Cocheforêt!“ antwortete ich. „Wenn Sie einen Finger rühren, schieße ich. Aber Sie haben noch eine Wahl.“ „Wirklich?“ sagte er, seine Augenbrauen spöttisch in die Höhe ziehend.

„Ja, ich habe Befehl, Sie tot oder lebendig nach Paris zu bringen. Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie keinen Fluchtversuch machen wollen, so sollen Sie so bequem als möglich und wie es einem Edelmann zukommt, dorthin gelangen. Wenn nicht, so werde ich Sie jetzt entwaffnen und binden und Sie als meinen Gefangenen mit mir nehmen.“

„Wieviel Leute haben Sie bei sich?“ fragte er kurz. Er lag noch immer ruhig auf seinen Ellbogen gestützt, von seinem Mantel bedeckt, und das kleine Buch, in dem er gelesen, lag noch auf der Stelle, wo es vorher hingefallen war. Aber seine schwarzen, scharfen Augen, die durch die Blässe und Magerkeit seines Gesichts noch scharfer erschienen, wanderten unablässig über mich hin, spähten in die Dunkelheit hinaus, beobachteten alles.

„Genug, um Sie zu zwingen, Monsieur,“ erwiderte ich ernst; „aber das ist noch nicht alles. Dreißig Dragoner, die ihren den Hügel heraufziehen, sind im Begriff, sich Ihrer zu bemächtigen, und ich glaube kaum, daß diese Ihnen ein ähnliches Anerbieten machen werden. Ergeben Sie sich mir, ehe sie kommen, und erhalte ich Ihr Ehrenwort, so will ich alles thun, was

in meiner Macht liegt, um Ihnen Ihre Lage zu erleichtern. Zögern Sie, so fallen Sie ihnen in die Hände. An ein Entkommen ist nicht zu denken.“

„Sie wollen mir mein Wort abnehmen?“ fragte er langsam.

„Wenn Sie es mir geben, können Sie Ihre Pistolen behalten, Herr von Cocheforêt.“

„Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie nicht allein sind.“

„Ich bin nicht allein.“

„Nun gut, so gebe ich Ihnen mein Wort,“ sagte er mit einem Seufzer. „Aber um Himmels willen, verschaffen Sie mir bald ein anständiges Bett und etwas zu essen. Ich habe diesen Schweinestall hier satt. Mein Gott, seit vierzehn Tagen habe ich in keinem Bett gelegen.“

„Sie sollen heute nacht in Ihrem eignen Hause schlafen, wenn Sie wollen,“ antwortete ich hastig. „Aber da sind sie schon. Bitte, bleiben Sie einen Augenblick, wo Sie sind; ich will ihnen entgegengehen.“

Ich trat in die Dunkelheit hinaus und kam gerade zurecht, als der Lieutenant, nachdem er seine Leute um die Vertiefung herum postiert hatte, mit zwei Sergeanten herunterglitt, um die Verhaftung vorzunehmen. Vor der Thür war es stockfinster. Er hatte meinen Mann nicht gesehen, der sich im tiefsten Schatten der Hütte verborgen hielt, und als er mich im Lichtschein heraustreten sah, hielt er mich für Cocheforêt. Sofort hielt er mir eine Pistole vor die Stirn und rief triumphierend: „Sie sind mein Gefangener!“ während einer der Sergeanten seine Laterne erhob und mir ins Gesicht leuchtete.

„Sind Sie verrückt?“ schrie ich wütend.

Mit offenem Mund starrte mich der Lieutenant an; er war wie vom Schlag getührt vor Ueberraschung. Vor kaum einer Stunde hatte er mich am Schlag verlassen. Von dort war er ohne jeden Verzug hierher geeilt, und doch war ich vor ihm da. Er stieß einen fürchterlichen Fluch aus, sein Gesicht verfinsterte sich, sein Schnurrbart sträubte sich förmlich vor Wut.

„Was soll das heißen? Was bedeutet das?“ rief er zornig. „Wo ist der Mann?“

„Welcher Mann?“ fragte ich.

„Nun, wer sonst? Dieser Cocheforêt!“ brüllte er in höchster Wut. „Rügen Sie nicht! Er ist hier, und ich will ihn haben.“

„Sie kommen zu spät,“ sagte ich, ihn vorsichtig im Auge behaltend. „Herr von Cocheforêt ist hier, aber er hat sich mir schon ergeben und ist mein Gefangener.“

„Ihr Gefangener?“

„Allerdings!“ antwortete ich und trat ihm mit aller Schroffheit, die mir zu Gebote stand, entgegen. „Ich habe ihn auf Grund meines Auftrags vom Kardinal verhaftet und werde ihn auch daraufhin behalten.“

„Sie werden ihn behalten?“

„Das werde ich!“

Einen Augenblick stierte er mich völlig fassungslos an, ein Bild der Enttäuschung. Dann sah ich plötzlich in seinem Gesicht eine neue Idee aufleuchten.

„Das ist eine abgekartete Sache!“ schrie er und suchte wie ein Besessener mit seiner Pistole in der Luft herum. „Das ist Betrug! Schwindel! Bei Gott, jetzt durchschaue ich Sie! Sie haben gar keine Befehle! Jetzt durchschaue ich alles! Sie sind hierher gekommen, um uns zu beschwindeln! Sie sind auf ihrer Seite, und dies ist das letzte Mittel, um ihn zu retten!“

„Was schwagen Sie da für Unsinn!“ sagte ich verächtlich.

„Durchaus kein Unsinn,“ antwortete er mit vollster Ueberzeugung. „Sie haben mit uns gespielt. Sie haben uns zum Narren gehabt. Aber jetzt ist mir alles klar. Als ich Sie vor einer Stunde vor der kleinen Dame da im Schloß entlarvte, hielt ich es für ein Wunder, daß sie mir nicht glaubte. Ich hielt es für ein Wunder, daß sie die Wahrheit nicht durchschaute, als Sie vernichtet, stumm, wie ein verurteilter Verbrecher vor ihr standen. Aber jetzt geht mir ein Licht auf. Sie verstanden sich gegenseitig. Sie waren beide unter einer Decke, und der einzige Genarrte war ich, der ich glaubte, ihr die Augen zu öffnen. Aber jetzt ist die Reihe an mir. Sie haben eine schlaue, verwegene Rolle gespielt,“ fuhr er mit einem drohenden Leuchten seiner kleinen Augen fort, „und ich gratuliere Ihnen dazu. Aber jetzt haben Sie ausgespielt, Monsieur. Sie haben uns schon an der Nase herumgeführt mit Ihrem Gerede von Monseigneur und seinen Befehlen und Ihrem Auftrag und wer weiß was sonst noch. Aber jetzt lasse ich mir nichts mehr weismachen und mich damit nicht einschüchtern. Sie haben ihn verhaftet, wie? Nun, bei Gott, jetzt werde ich ihn verhaften und Sie dazu!“

„Sie sind verrückt!“ sagte ich, ebenso verblüfft durch diese neue Wendung der Dinge wie durch die Bestimmtheit, mit der er alles vorbrachte. „Total verrückt, Lieutenant.“

„Das war ich,“ grollte er. „Aber jetzt bin ich bei



„Und jung Werner neigte stumm sich, Stumm auch grüßt' ihn Margareta . . .“ („Trompeter von Säckingen," sechstes Bild.)

Nach dem Gemälde von R. Böken.

Photocordie-Verlag der Photographischen Union in München.

Das Cirkusschwein.

(Mit Genehmigung der „Lustigen Blätter“ in Berlin.)



Der Sterbliche hat, wie bekannt,
Oft „Schwein“ zu Wasser und zu Land.



Gerd Schulte fand's am Wege liegen
Und treibt es heimwärts mit Vergnügen.



Das Schwein nimmt sichtlich Trant und Speise
Bald aus des Hofes Ferkelhäute.



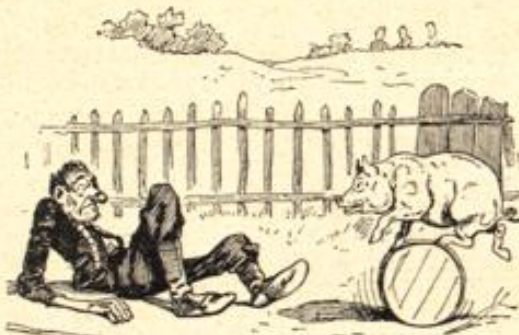
Es zeigt, erfüllt von Dankbarkeit,
Zu heiterm Scherz sich gleich bereit.



Kommt' auf den Hinterbeinen gehn,
Dann kopfwärts auf dem Rüssel stehn.



Und treibt in Schaffensdranges Hitze
Die edle Kunst hier auf die Spitze.



Unglaubliches schier noch geschieht
Auf animalen Kunstgebiet.



Die speiß- und trantgeleerte Tonne
Tanzt auf dem „Gibbein“ jetzt mit Wonne.



Drauf nimmt in kunstbewingtem Zuge
Das Schwein das Hindernis im Fluge.



Gerd Schulte, dem die Kunst gewogen,
Wird in den Wirkungskreis gezogen.



Noch wildem Bauchtanz sollte, traun,
Er noch das Grand Finale schau'n.



Was hier Geschaunliches geschehn,
Bespricht ein Künstler-Wiedersehn.

Vernunft. Damals war ich verrückt, als ich mich von Ihnen beschwindeln, mir einreden ließ, daß Sie die Weiber zum Narren hielten, um ihnen das Geheimnis zu entlocken, während Sie die ganze Zeit auf ihrer Seite waren, sie schützten, ihnen beistanden und ihn verborgen hielten. Ja — da war ich verrückt. Aber nicht jetzt. Aber in einem Punkt muß ich Sie doch um Entschuldigung bitten. Ich habe Sie bisher für den gemeinsten Hund und den schlauesten Verräter gehalten, den der Himmel je geschaffen. Aber jetzt sehe ich ein, daß Sie noch schlauer sind, als ich dachte, und dabei ein ehrlicher Verräter. Ich bitte um Entschuldigung.

Einer der Soldaten, die oben am Rande des Abhangs standen, fing an zu lachen. Ich sah den Lieutenant und hätte ihn gern im selben Augenblick getötet. „Tod und Teufel!“ sagte ich, und jetzt blieben mir die Worte vor Wut im Halse stecken. „Wollen Sie damit sagen, daß ich lüge — daß ich keine Befehle vom Kardinal habe?“

„Allerdings,“ antwortete er kaltblütig.

„Daß ich zur Partei der Rebellen gehöre?“

„So ist es,“ erwiderte er in demselben Ton. „Ich erlaube mir, zu behaupten,“ grinste er, „daß Sie ein ehrlicher Mann auf der falschen Seite sind, während Sie vorgeben, ein Schurke auf der richtigen zu sein, Herr von Verault. Jedenfalls bin ich jetzt im Vorteil und werde davon Gebrauch machen, indem ich Sie verhafte.“

Ein rohes Gelächter lief um die Vertiefung herum. Der Sergeant mit der Laterne grinste, und ein Soldat rief von oben aus der Dunkelheit herunter: „Immer rein mit der Kacke in den Sack!“ Dies rief ein neues Gelächter hervor, während ich, wie vor den Kopf geschlagen von der Entschiedenheit und Unversämtheit dieses Mannes, einen Moment sprachlos da stand.

Dann brach ich los: „Sie Tropf! Sie Dummkopf!“ als plötzlich Herr von Cocheforêt, der inzwischen aus der Hütte und an meine Seite getreten war, mich unterbrach.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ sagte er etwas von oben herab, den Lieutenant mit emporgezogenen Brauen betrachtend, und zeigte mit dem Daumen auf mich. „Ich werde nicht recht klug daraus. Wie ist der Name dieses Herrn? Heißt er de Verault oder de Barthe?“

„Ich bin de Verault,“ sagte ich barsch.

„Aus Paris?“

„Ja, Monsieur, aus Paris!“

„Sie sind also nicht der Herr, der mein armes Haus mit seiner Gegenwart beehrt hat?“

„O doch!“ fiel der Lieutenant höhnisch ein. „Dieser Herr ist er auch.“

„Aber ich dachte — ich glaubte, das sei Monsieur de Barthe?“

„Ich bin auch Monsieur de Barthe,“ versetzte ich ungeduldig. „Was hat das hier zu thun, Monsieur? De Barthe war der Name meiner Mutter. Ich habe ihn angenommen, als ich hierher kam.“

„Um — äh — um mich zu verhaften, wenn man fragen darf?“

„Ja,“ sagte ich verbissen, „um Sie zu verhaften. Aber was hat das hier zu thun?“

„Nichts,“ erwiderte er langsam und sah mir fest ins Auge, mit einem Blick, vor dem ich den meinen senken mußte. „Nur, wenn ich das früher gewußt hätte, Herr von Verault, so hätte ich vielleicht gezögert, mich Ihnen zu ergeben.“

Der Lieutenant lachte, und ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schloß, aber ich that, als ob ich nichts hörte, und wendete mich wieder zu ihm.

„Sind Sie nun zufrieden, Monsieur?“ fragte ich.

„Nein, das bin ich nicht!“ antwortete er. „Sie zwei haben diese hübsche Scene vielleicht schon ein dutzendmal probiert. Mir scheint hier das einzig Richtige — Marsch, zurück ins Quartier.“

So war ich doch schließlich gezwungen, meinen letzten Trumpf auszuspielen, sehr gegen meinen Willen.

„Sie irren,“ sagte ich. „Ich habe meine Befehle.“

„Zeigen Sie her!“ erwiderte er unglaublich.

„Glauben Sie vielleicht, ich trage sie mit mir herum?“ rief ich verächtlich. „Glauben Sie vielleicht, ich stecke die Befehle des Kardinals in meine Tasche, als ich allein — nicht im Schutz von fünfzig Dragonern — hierher kam, damit der erste beste Lakai sie finden konnte? Aber Sie sollen sie haben. Wo ist mein Diener?“

Raum hatte ich diese Worte gesprochen, als mir eine Hand schnell ein Papier zwischen die Finger schob. Ich faltete es langsam auseinander, warf einen Blick darauf und gab es unter allgemeinem Stillschweigen dem erstaunten Lieutenant. Einen Augenblick war er wie vernichtet. Dann mit einem letzten, instinktiven Verdacht befahl er dem Sergeanten, seine Laterne hoch zu halten, und bei ihrem Schein begann er das Dokument langsam zu entziffern.

„Om!“ brummte er mit einem tückischen Blick, als er zu Ende war, „das ist allerdings in Ordnung.“ Und dann las er laut vor:

„Hiermit beauftrage und ermächtige ich Gilles de Verault, Herrn von Verault, Henri von Cocheforêt aufzufinden, gefangen zu nehmen und zu verhaften und tot oder lebendig dem Gouverneur der Bastille auszuliefern, und auch alles zu thun, was notwendig sein wird, um die Verhaftung und Auslieferung auszuführen, wofür diese Ordre seine Vollmacht sein soll.“

(Gezeichnet) Der Kardinal von Richelieu.

Als er zu Ende gelesen — die Unterschrift las er mit einer seltsamen Betonung — sagte jemand leise: „Es lebe der König!“, und einen Moment schweigend still. Der Sergeant senkte seine Laterne. „Genügt Ihnen das?“ sagte ich heiser, die Gesichter um mich herum der Reihe nach fixierend.

Der Lieutenant machte eine steife Verbeugung.

„Mir?“ sagte er. „Vollkommen, Monsieur. Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Ich sehe, daß mein erster Eindruck doch der richtige war. Sergeant, geben Sie dem Herrn sein Schreiben zurück!“

Dann drehte er mir den Rücken zu und warf die Ordre dem Sergeanten hin, der sie mir grinsend überreichte.

Ich wußte, daß der Kerl sich nicht schlagen würde, und außerdem hatte er seine Leute bei sich. So blieb mir nichts übrig, als die Beleidigung einzustechen. Mit möglichster Gleichgültigkeit faltete ich das Schreiben zusammen und steckte es in meine Brusttasche. Währenddessen gab er seine Befehle. Die Soldaten oben am Abhang traten in Reih' und Glied; diejenigen, die heruntergekommen waren, kletterten wieder hinauf.

Während ich zufah, wie die Gruppe sich allmählich entfernte und endlich verschwand, sah ich plötzlich ein weißes Gewand; und im nächsten Augenblick, schnell und unerwartet wie ein Schlag ins Gesicht, glitt Fräulein von Cocheforêt zu mir herab. Sie hatte eine Kapuze tief in die Stirn gezogen, so daß ich zuerst ihr Gesicht nicht sehen konnte. Aber ich vergaß bei ihrem Anblick alles um mich her, vergaß, daß ihr Bruder neben mir stand, und trat, mehr aus Gewohnheit und innerem Antrieb als aus Berechnung, einen Schritt auf sie zu, obwohl mir die Zunge am Gaumen klebte und ich am ganzen Körper zitterte.

Sie aber fuhr zurück — mit einem Blick so glühenden Hasses, so starren, entsetzten Abscheus, daß ich zurücktaumelte, wie von einem Schlag getroffen. Es bedurfte nicht erst der Worte, die den Blick begleiteten, dieses „Rühren Sie mich nicht an!“, das sie mir entgegenzettelte, während sie ihre Kleider zusammenraffte, um mich bis an den äußersten Rand des Abhangs zu treiben. Dort stand ich nun, zähneknirschend, und kratzte meine Nägel in mein eignes Fleisch, während sie schluchzend, thränenlos am Hals ihres Bruders hing.

Auf dem Wege nach Paris.

Ich erinnere mich, einmal von Marschall Bassompierre, einem Mann von reichster Lebenserfahrung, den Ausdruck gehört zu haben, daß nicht Gefahren, sondern Unbequemlichkeiten der beste Prüfstein für den Wert eines Mannes sind, und daß nicht die Dornen, sondern zerdrückte Rosenblätter den größten Schmerz im Leben bereiten.

An diese Worte mußte ich denken, als ich am Morgen nach der Verhaftung aus meinem Zimmer kam und das ganze Haus öde und verlassen fand, kein Feuer im Kamin, keinen Tisch gedeckt. Und als ich dann wieder aus diesen Anzeichen schloß, welche Stimmung im Hause gegen mich herrschte — ja berechtigterweise herrschen mußte — fühlte ich wieder denselben stechenden Schmerz wie am Abend vorher, als ich entlarvt wurde und Haß und unverhohlener Verachtung gegenüberstand.

Ich blieb in dem stillen, leeren Wohnzimmer stehen und betrachtete mir die vertraut gewordenen Gegenstände mit einem Gefühl von Verlassenheit, mit dem Bewußtsein von etwas Verlorenem und Entschundenem, das ich mir selbst nicht erklären konnte. Der Himmel war grau und mit Wolken bedeckt, die Luft scharf, es regnete. Die Rosenbüsche schwankten draußen im Wind hin und her, und der Regen sprühte herein auf den blanken Fußboden, wo sich vor kurzem noch der helle Sonnenschein gespiegelt hatte. Die innere Thür klappte beständig auf und zu und knarrte in ihren Angeln. Ich dachte an vergangene Tage, an die Mahlzeiten, die ich hier genossen, an den Duft der Blumen, die jetzt verwelkt; und voller Verzweiflung flüchtete ich mich hinaus in die Halle.

Aber auch hier kein Lebenszeichen, keine Menschenseele, keine sorgende Hand zu spüren. Die Asche der Holzblöcke, bei deren Glut Mademoiselle mir das Geheimnis anvertraut hatte, lag weiß und kalt im Kamin — ein treffendes Bild der Wandlung, die vorgegangen war; ab und zu glitt ein Regentropfen durch den großen Schornstein und fiel leise klatschend mitten hinein. Die Hauptthür stand offen, als ob das Haus nichts mehr zu behüten hätte. Das einzige lebende Wesen war ein Hund, der ruhelos umherirrte, bald in den leeren Kamin sah, bald mit gespitzen Ohren und wachamen Augen sich niederlegte und auf irgend ein

Geräusch zu lauschen schien. Ein paar welke Blätter, die der Wind hereingeweht hatte, raschelten in einer Ecke.

Ich hielt es nicht länger aus. Traurig und niedergeschlagen schlich ich hinaus in den Garten, blickte nach den nassen Wäldern hinüber und schlenderte, in allerlei trübe Gedanken versunken, immer weiter, bis ich plötzlich an die Steinbank kam; dort stand noch, von Regen tropfend, der Krug mit dem Essen. Ein welkes Blatt war auf die schmale Öffnung herabgeweht und hatte sie halb verdeckt. Mir kam in den Sinn, wieviel geschehen war, seitdem Mademoiselles Hand ihn dorthin gestellt und die Laterne des Sergeanten ihn mir gezeigt hatte, und wild aufstöhnend verließ ich den Platz und kehrte wieder in das Wohnzimmer zurück.

Ein Weib kniete vor dem Kamin und versuchte Feuer anzumachen. Sie drehte mir den Rücken zu, und ich betrachtete sie nachdenklich eine Weile, neugierig, was sie wohl zu mir sagen würde, da drehte sie sich um, und entsetzt fuhr ich zurück, vor Schreck ihren Namen laut schreiend — es war Madame! Es war Frau von Cocheforêt!

Sie war ganz einfach gekleidet, und ihr kindliches Gesicht sah bleich und verweint aus. Aber mochte nun die Leidenschaft ihres Schmerzes und ihre Thränen sich während der Nacht erschöpft haben, oder ein großer Entschluß sie befeelen — sie war augenblicklich vollkommen gefaßt. Nur einen Moment schauerte sie zusammen, als ihre Blicke den meinen begegneten, und sie blinzelte mit den Augen, als blendete sie ein zu helles Licht, aber das war alles, und sie wendete sich von neuem ihrer Arbeit zu, ohne ein Wort zu sprechen.

„Madame! Madame!“ rief ich ganz außer mir.

„Warum das?“

„Die Diener weigerten sich, es zu thun,“ antwortete sie mit leiser, aber fester Stimme. „Sie sind noch unser Gast, Monsieur.“

„Aber das kann ich nicht dulden,“ rief ich. „Frau von Cocheforêt, ich will nicht —“

Mit einem seltsam geduldigen Ausdruck im Gesicht erhob sie ihre Hand.

„Still, bitte!“ sagte sie. „Still! Sie thun mir weh!“

Während sie sprach, schlug die Flamme empor. Sie stand auf, warf noch einen letzten Blick auf das Feuer und ging dann langsam zur Thür hinaus. Ich verharrte regungslos auf meinem Platz, stierte vor mich hin und lauschte. Bald hörte ich sie den Gang entlang zurückkommen, und jetzt trat sie wieder ins Zimmer, mit einem Brett, auf dem sich Wein und Fleisch und Brot befand. Sie stellte alles auf den Tisch und begann zu decken. Immer mit demselben schmerzlichen Gesicht, das von unterdrückten Thränen zu zittern schien. Die Gläser klirrten aneinander und die Messer klapperten in ihren bebenden Händen. Und ich stand dabei, selbst am ganzen Körper zitternd, und erduldeten schweigend diese seltsame Buße.

Als sie fertig war, gab sie mir ein Zeichen, mich zu setzen; sie selbst trat an die Thür, die nach dem Garten führte, und lehnte sich, mir den Rücken wendend, dagegen. Ich gehorchte und setzte mich nieder. Aber obgleich ich seit dem Nachmittag des vorigen Tags nichts zu mir genommen hatte, war ich doch nicht im Stande, einen Bissen zu schlucken. Ich spielte mit meinem Messer und trank; und es waltete heiß in mir auf, vor Aerger über diese Komödie. Ich blickte durchs Fenster zu den tropfenden Büschen hinüber, sah nach dem Regen und der fernen Sonnenuhr — und allmählich wurde ich wieder ruhiger.

Plötzlich wendete sie sich um und trat neben mich.

„Sie essen nicht?“ sagte sie.

Da hielt ich es nicht länger aus; ich warf das Messer hin, sprang empor und rief leidenschaftlich: „Mein Gott, Madame, glauben Sie, daß ich gar kein Herz habe?“

Der nächste Moment schon zeigte mir, was ich gethan, welche Thorheit ich begangen hatte! Kaum waren die Worte heraus, als sie vor mir auf dem Boden lag, meine Kniee umklammerte, ihr thränenüberströmtes Gesicht auf meine rauen Kleider preßte und mich laut flehend bat um Gnade — um sein Leben! Sein Leben! O, es war herzzerreißend! Herzzerreißend, ihre brechende Stimme zu hören, mit anzusehen, wie ihr schönes Haar über den Boden schleierte, ihre zarte Gestalt sich schluchzend zusammenkrümmte, und zu wissen, daß es ein Weib war, ein vornehmes Weib, das sich so zu meinen Füßen erniedrigte!

„O Madame, Madame!“ rief ich erschüttert. „Ich beschwöre Sie, stehen Sie auf. Stehen Sie auf, oder Sie zwingen mich, Sie zu verlassen.“

„Sein Leben! Nur sein Leben!“ stöhnte sie leidenschaftlich. „Was hat er Ihnen gethan, daß Sie ihn zu Grunde richten wollen? Was haben wir Ihnen gethan, daß Sie uns töten wollen? O, haben Sie Mitleid! Haben Sie Mitleid! Geben Sie ihn frei, und wir wollen für Sie beten, ich und meine Schwester, wir wollen für Sie beten jeden Morgen und jeden Abend unsers Lebens.“

Eine plötzliche Angst erfaßte mich, daß jemand

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Eine Jagdlarte für den Kaiser. Vor Beginn der Jagd in Totis erschien der Totiser Kastellan Simon im Steueramt und verlangte vom Steuereinsammler Fleischhauer eine Jagdlarte für den deutschen Kaiser. Die hierzu notwendige schriftliche Anmeldung war von Kaiser Wilhelm selbst bereits unterfertigt worden. Die ungarische Anmeldung hat folgenden Text: „Anmeldung zur Erlangung einer Jagdlarte. 1. Name: Wilhelm II. 2. Charakter und bürgerliche Beschäftigung: Deutscher Kaiser. 3. Ständiger Wohnort: Berlin. Unterschriften: Wilhelm I. R. m. p.“ Der Kastellan überbrachte zugleich die vorgeschriebenen Tage von 12 Gulden, und dann bekam der deutsche Kaiser seine Jagdlarte.

Verkehr. Handel. Industrie.

Die größten Goldstücke der Welt. Ein englischer Münzenkammer veröffentlicht eine Statistik, in der er die Münzsorten sämtlicher Länder der fünf Erdteile nach ihrer Größe und ihrem Gewicht geordnet hat. Danach wäre das größte und schwerste Goldstück, welches überhaupt existiert, der „Cool“ der Anamiten in Hinterindien. Diese umfangreiche Goldscheibe wiegt beinahe ein Pfund und hat einen Wert von 880 Mark. Die Münze ist nicht geprägt, sondern mit indischer Farbe beschrieben. Nach diesem etwas beschwerlichen, aber doch wünschenswerten Goldstück nennt der Engländer den japanischen „Obang“, der einen Wert von etwa 220 Mark hat, und den „Benta“ der Afrikaner, der dem fünfzigdollargoldstück der Kalifornier gleichwertig ist. Diese vier Goldstücke würden also genau so viel betragen wie 75 unfranzösischmarkstücke. Trotzdem es nur vier Stücke sind, dürfte ihre Schwere doch ziemlich lästig fallen, wenn man sie längere Zeit bei sich tragen wollte. Zu den schwersten Silberstücken, die zurzeit kursieren, gehören der ebenfalls anamitische „Angot“ im Wert von 60 Mark mit einem Gewicht von über einem Pfund, der chinesische „Tael“ und der österreichische Doppelthaler.

Um die Schnelligkeit des elektrischen Funkens zu messen, sind in letzter Zeit in Amerika interessante Versuche gemacht worden. Zu diesem Zweck wurde das überseeische Kabel von Montreal in Kanada nach Waterville in Irland benutzt. Weiter wurde die Landleitung von Montreal nach Kamsa in Neuschottland durch den Uebermittler mit Waterville verbunden, so daß die telegraphischen Zeichen von Kanada nach Irland hin- und zurückliefen. Ein mit dem Aufgeber und Empfänger verbundener Chronometer maß die Zeitdauer des Depeschenaufschlusses, welche für jedes Zeichen durchschnittlich $1\frac{1}{20}$ Sekunden betrug, um den Ozean zweimal zu kreuzen.

Die Verchiebung eines Schornsteins von 85 Fuß Höhe wurde vor kurzem in Manchester im Staate New York vorgenommen. Derselbe wurde 1000 Fuß von seinem alten Standpunkt aufgestellt, ohne daß irgend ein Stein in dem ganzen Bauwerk loder wurde. Das Gesamtgewicht des Schornsteins betrug 200.000 Pfund. Die Bewegung des Schornsteins erfolgte mittels einer Winde, es arbeiteten sechs Mann neun Tage daran. Es ist dies wohl der erste derartige Fall, während man bisher in Amerika schon Häuser und sogar in jüngerer Zeit eine ganze Kirche von ihrem Standpunkt fortgerückt hatte.

Heilwissenschaften.

Gegen ein vielfach gepriesenes Heilmittel — das „Vollkreuz“ — ist der Polizeipräsident von Berlin jetzt eingeschritten. Er hat einer Anzahl Berliner Apothekenbesitzer folgende Verfügung zugehen lassen: „Euer Wohlgebornen haben den Verkauf von Prof. Heisters Vollkreuz übernommen. Da das Heilhalten und der Verkauf dieses lediglich auf Täuschung berechneten Mittels der öffentlichen Ordnung in Apotheken zuwiderläuft und mit Ihren besonderen Berufspflichten als Apotheker nicht vereinbar ist, so unterlage ich Ihnen hiermit auf Grund des § 132 des Landesverwaltungsgegesetzes vom 30. Juli 1883 und des Medizinaledikts vom 27. September 1725, Ziffer 6, das Heilhalten und den Verkauf dieses Mittels und drohe Ihnen für jeden Fall der Zuwiderhandlung ausdrücklich eine Ordnungsstrafe von dreihundert Mark an.“

Briefkasten.

Das Erscheinen eines neuen Werkes des Altmeister Theodor Fontane darf immer als ein Ereignis in der deutschen Literatur bezeichnet werden, und so wird unsre Leser gewiß die Mitteilung interessieren, daß ein neuer Roman aus seiner Feder unter dem Titel „Stechlin“ in dem soeben beginnenden neuen Jahrgang von „Meer, Land und Meer“ erscheint. Neben dem hochinteressanten Roman Fontanes finden wir noch die humoristische Erzählung „Eine Künstlerfahrt nach Galt-Afien“ von Kurt Edberg und eine Skizze „Jahrmärz und ein Mehl“ von Ade Hindermann. Die „Deutsche Romanbibliothek“, die nunmehr auf ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblicken kann, eröffnet ihren neuen, 26. Jahrgang mit den Werken zweier rühmlichst bekannten Autoren. Sophie Jungmann, die gefeierte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann“ ungewöhnlich feine Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, indem sie namentlich den Gründungs- und Bauhandwerkler scharf kennzeichnet, während Fredor von Jobeltz in seinem Werk „Der gemordete Wald“ einen Bauernroman von unwüthiger Kraft bietet. Das erste Heft beider Zeitschriften (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten. „Alter ego“ in H. Matth. 18, 26. Leonie Sch. in G. Zeigen Sie Tag und Stunde der Ankunft Ihrer Tochter der „Berliner Bahnpostmission“ per Karte frühzeitig an, so wird das Mädchen abgeholt werden. Die Mitglieder der Mission tragen weiße Binde am Arm: „Fürsorge für die weibliche Jugend“. (Das Bureau des Vereins befindet sich Berlin, Vorstadtstraße 5.) Man kann nur wünschen, daß die Kenntnis von dieser praktischen und guten Einrichtung sich überall hin verbreite und viel Gebrauch von ihr gemacht werde.

„Neues Nistchen“ in Hamburg. Für einen „ersten Versuch“ nicht übel ausgefallen!

Marie Suter in Göttingen. Die Erziehung der Harzer Kanarienvogel als Sänger geschieht vermittels sogenannter Vorklärer. Dies sind die heroischen Harzer Sänger und also die treuesten Vögel, die es giebt. Zu jedem solchen werden, je nach der Anzahl der in der Hütte vorhandenen jungen Vögel und je nach der Räumlichkeit, drei bis fünf der Jungen, sobald sie flügge geworden sind, meistens je in einem sogenannten Gefangenenkäfig, in ein besonderes Zimmer gehängt, so daß sie hier den Vorklärer den ganzen Tag über hören können. Dabei dürfen diese jungen Kanarienvogel aber keine anderen Vögel und auch keine fremden Töne überhaupt vernehmen. Dann lernen sie den Naturgesang, das Lied des Kanarienvogels, mit allen seinen verschiedenen Tönen. Und je bessere angeborene Gesangsbegehung das Vögelchen hat, desto vortrefflicher lernt es singen. Dieser ganze, in verschiedenen Tönen bestehende Gesang des Harzer Kanarienvogels wird aber nicht, wie Sie glauben, aus einer oder mehreren bestimmten Melodien (Viederweisen) gebildet, sondern es ist immer ein und derselbe, nur mehr oder weniger klare, reine, vollkommene Schall des Kanarienvogels.

„Neuer Abonnent“ in Norddeutschland. Den Anfang in der Leserliteratur hat in diesem Jahr ein alter,

Militär und Marine.

Die Detachements Jäger zu Pferde (bisher Melde-Reiterdetachements) erhalten nach einer Kabinettsordre vom 24. August neue Uniformen. Die Truppenteile bestehen, wie bekannt, erst seit neuester Zeit und hatten bei den verschiedenen Corps zuerst sehr verschiedene, an Kürassiere und Husaren erinnernde, zum Teil recht auffallende Uniformen bekommen. Durchgängig soll nunmehr das Grundtuch des Kolleris graugrün sein, während die Kragenpatten, Aufschläge und so weiter hellgrün sind. Die weiße Mütze hat einen hellgrünen Besatzstreifen mit zitrongelbem Vorkloß. Das Detachement des Gardecorps erhält Gardelitzen, die der übrigen Armee-corps unterscheiden sich durch die römischen Corpsschiffen auf den hellgrünen Schulterklappen.



† Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg. Kaiserlicher Lieutenant zur See, untergegangen mit dem Torpedoboot S 26 am 22. September in Rugbaven.

Warnungstafel.

Die holde Weiblichkeit unter den „Schlittensfahrern“. Die Londoner Gauner, welche durch Erschleichung von Kredit die deutsche Geschäftswelt zu brandstählen suchen, scheinen einen neuen Trick ausgedacht zu haben, um ihre gemeingefährliche Geschäft wieder in Schwung zu bringen. Mit den pomphaft klingenden Firmen, unter denen diese Wiederwärtler sich decken, scheinen sie, dank der Wachsamkeit der Behörden und der Presse, kein rechtliches Glück mehr zu haben, sie schieben daher in neuester Zeit die „holde Weiblichkeit“ mit hochklingenden Namen und Titeln vor, wenn sie auf Raub ausgehen. Nach den der „Berl. M.-Ztg.“ von einer erteilten Verurteilung vergeblich „angebohrten“ Firma in Mülhausen i. Th. unterbreiteten Bestellkarten besagter Art handelt es sich auch in diesen Fällen offenbar um mißbräuchlich verwendete Namen, die wir hiermit unter Beifügung der Adressen zur Warnung festsetzen: 1) Frau v. Bliffingen, Kommerzienrätin, London, 48 Gloucester Street, Bloomsbury; 2) Frau v. Arnim, welche derselben Adresse sich bedient. Es ist in hohem Grad wahrscheinlich, daß noch andere hochklingende Namen von den „Schlittensfahrern“ mißbraucht werden, es erscheint daher allen derartigen Bestellungen aus dem Ausland gegenüber die größte Vorsicht geboten.

Entscheidungen.

Wer ist als „Handwerker“ und wer als „Fabrikant“ zu betrachten? Diese Frage, welche namentlich seit der Einführung

des Unfallversicherungsgegesetzes bisher sowohl den Berufsgenossen als sonstigen beteiligten Kreisen wie auch selbst den Gerichten viel Kopfzerbrechen bereitet hat, ist nunmehr in einem Streitfall endlich vom Reichsgericht beantwortet worden. Bis jetzt wurde gewöhnlich eine Arbeitsstätte, in welcher zehn und mehr Arbeiter beschäftigt sind, als Fabrik betrachtet, und danach wurden auch die Bestimmungen des Unfallversicherungsgegesetzes zur Anwendung gebracht. Wie aber jedes praktische Beispiel lehrt, ist diese Ansicht falsch, da eine größere Anzahl von Arbeitern immer noch nicht auf einen „Fabrikbetrieb“ schließen läßt. Auch die Auffassung, daß für fabrikmäßige Arbeit die Benutzung der Maschine als entscheidendes oder nur mitentscheidendes Kriterium hinzustellen sei, ist nicht stichhaltig, da die Grenze zwischen Maschine und Werkzeug oft schwer festgelegt werden kann und selbst die Einführung eines Motors in den Betrieb nicht für das Endresultat, das Fabrikat, maßgebend ist. Das Reichsgericht hat daher jetzt einen andern Grundsatze festgestellt, und dieser ist die Arbeitsteilung. Arbeitet der produzierende Arbeiter allein an der Fertigstellung des Werkes, so liegt „Handwerk“ vor; arbeiten jedoch verschiedene Arbeiter zur Fertigstellung — jeder nur an einem Teil des Fabrikats — so ist dies eine „Fabrikthätigkeit“.

Statistisches.

Die überseeische Auswanderung aus dem Deutschen Reich über deutsche Häfen. Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam belief sich nach den Zusammenstellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes in den Monaten Januar bis Juni 1897 auf 11 371 Personen. Hier von kamen aus der Provinz Hannover 1029, Brandenburg mit Berlin 958, aus Bayern rechts des Rheins 946, der Provinz Posen 914, Schleswig-Holstein 650, aus dem Königreich Württemberg 648, der Provinz Westpreußen 570, Pommern 552, Rheinland 528, aus der Rheinpfalz 476, dem Großherzogtum Baden 386, der Provinz Sachsen 378, aus dem Königreich Sachsen 374, der Provinz Oesterreich 356, Schlesien 313, dem Großherzogtum Hessen 263, der Provinz Westfalen 230, Ostpreußen 224, aus dem Großherzogtum Oldenburg 128, Mecklenburg-Schwerin 102. Der Rest von 1346 Personen entfällt auf die übrigen Gebiete des Reichs. An der Beförderung dieser Auswanderer sind die deutschen Häfen mit 9175 Personen beteiligt, und zwar gingen über Bremen 4436, Hamburg 4420, Sietin 319. Von Antwerpen reisten 1871, von Rotterdam und Amsterdam 325. Ueber deutsche Häfen wurden außer den 9175 Deutschen noch 31 539 Auswanderer aus fremden Staaten, und zwar über Bremen 16 112, Hamburg 14 716, Sietin 721 befördert.

Verstorben:

Frau Anna Schepeler-Lette, die Mitbegründerin und langjährige Vorsitzende des Lette-Vereins, am Herzschlag, in Berlin. Mit ihr ist eine edle Frau, eine der erfolgreichsten Kämpferinnen für die Interessen des weiblichen Geschlechts, aus dem Leben geschieden. Erst vor wenigen Monaten konnte die von ihren Mitarbeiterinnen und zahlreichen Schülerinnen hochverehrte Frau das Jubiläum ihrer fünfundsiebzigjährigen Wirksamkeit als Vorsitzende des Lette-Vereins begehen, dem sie mit außerordentlicher Hingabe ihre Kräfte gewidmet hat. Der Lette-Verein, der auf Anregung des Vaters der Dahingegangenen, des Präsidenten des Reichsstatistikbureaus für Landes- und Provinzialstatistik Wilhelm Adolf Lette, zunächst unter dem Namen eines „Vereins zur Förderung der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts“ gegründet wurde, kam unter der Leitung der Verstorbenen zu hoher Blüte. Er besaß gegenwärtig eine Handels-, Gewerbe-, Zeichen- und Modellierschule, eine photographische Lehranstalt, eine Seherinnen- und Kunsthandwerkerschule, Restauration und Kochschule, eine Haushaltungsschule, eine Wäschschule und Wäsche- und Plättchenschule, ein Arbeits- und Stellenvermittlungsbureau und viele andere gemeinnützige Einrichtungen. Die Verstorbenen genoss in ihren Bestrebungen stets die warme Teilnahme und Unterstützung der Kaiserin Friedrich, die auch Protektorin des Lette-Vereins ist.

findet. Die von diesem entliehenen Bücher werden mit der Anweisung zurückgefordert, daß sie direkt an das Gesundheitsamt abzuliefern seien; hier werden sie desinfiziert und gelangen somit erst nach der Entgiftung in die Bibliothek zurück. Neu-Entleihen von Büchern an die Bewohner eines solchen Hauses werden erst nach Einreichung eines Gesundheitsattestates der zuständigen Gesundheitsbehörde bewilligt. Das ist gewiß eine sehr strenge, aber die einzig wirksame Maßregel. Am besten schützt sich die Familie, die ihre Journale nur für eignen Gebrauch abonniert, fremde Bücher!

Fr. Pastor W. in A. Verein deutscher Lehrerinnen in England, 16 Wyndham Place, Wyndham Square, London W. Verlangen Sie Prospekt.

Anna B. und Maria K. in Mannheim. Erinnerungsvolle Grüße vom Aaleblatt!

„Unterschiedliche Dorfchule“. Hierfür ist vorgeschrieben: Alter in der Regel nicht unter 15, aber nicht über 16 Jahre; Körpergröße mindestens 1,51 Meter, Brustumfang 70 bis 76 Zentimeter. Vollkommene Gesundheit; Beinader, Bruchleidende, Fehlschweicher ausgeschlossen. Befähigt und im allgemeinen richtig schreiben, Gedrucktes (deutsch und lateinisch) ohne Anstoß lesen können und in den vier Grundrechnungsarten bewandert sein. Meldung frühestens mit 14½ Jahren beim heimatischen Bezirkskommando mit Geburts-, Einsegnungs-, Schul- und Unbescholtenheitszeugnis und amtlicher Befähigung über bisherige Beschäftigung, aberhandene Krankheiten und etwaige erbliche Belastung.

„Gasthaus zur blauen Blume“ in J. Legen Sie für Ihre fangestohrenen Gäste aus das „Kleine Kommerzbuch“ für den deutschen Studenten“ von F. E. Thiele

(V. G. Teubner, Leipzig, geb. M. 1.—) auf Ihr Klavier; es wird mit seinem wohlgeählten Inhalt viel Anerkennung finden und reiche Anregung geben.

„Kleine Heile“ in S. Ein „französisches“ Gratulationsbüchlein erbittet du für Papas Geburtstag; wir haben da jetzt vor uns ein Büchlein („Glückwunschkästchen“) von Franz Anstalt, Braunschweig, E. Appelmann & Comp., 10. Aufl., M. 1.—, das man sich Passendes enthalt. Zum Beispiel:

Tout le monde répète
A mon cher papa,
Des vœux pour sa fête,
En serais-je en embarras?

En courageuse fille,
Le cœur plein d'amour,
Je ferai une révérence gentille
En disant: „Bien le bon jour!“

„Lizzi und Mizzi“ in M. Rein! „Amor“ in R. 1. Zur Gleichzeitigkeit haben die Verlobten beizubringen: Die Geburtsurkunden; wenn der Bräutigam noch nicht 25, die Braut noch nicht 24 Jahre alt ist, so ist außerdem die Genehmigung des Vaters, wenn der Vater tot ist, dessen Sterbeurkunde und die Genehmigung der Mutter, und bei Minderjährigen auch die des Vormundes erforderlich; ist auch die Mutter tot, so ist auch deren Sterbeurkunde beizubringen.

2. Das Aufgebot ist in den Gemeinden bekannt zu machen, wo die Verlobten ihren Wohnsitz haben, und, wenn einer der Verlobten seinen Wohnsitz innerhalb der letzten sechs Monate gewechselt hat, auch in der Gemeinde seines früheren Wohnsitzes. 3. Für die Gleichzeitigkeit ist der Standesbeamte, in dessen Bezirk einer der Verlobten seinen Wohnsitz hat oder sich gewöhnlich aufhält. Unter mehreren zukünftigen Standesbeamten haben die Verlobten die Wahl.